

# Das Argument

# 35

7. Jahrgang 1965

## **Sexualität und Herrschaft (IV)**

Wolfgang Fritz Haug: Theorien über die Angst	1
Reimut Reiche: Die Aufnahme der Kinsey-Berichte	15
Sigrid Ständer: Sexual-Analyse einer Familie. »Die Kinder von Sánchez« [Rezension des Buches von Oscar Lewis]	35
Ursula Schmiederer: Emanzipation der Frauen. Anmerkungen zu den Argument-Heften	41

## **Besprechungen**

I. Soziologie	47
II. Psychologie	52
III. Sexualwissenschaft	55

# Wolfgang Fritz Haug

## Theorien über die Angst

Beim Reden über die Angst scheiden sich die Geister. Was sie unterscheidet, läßt sich zu einer einzigen Frage vereinfachen: will das Denken Furcht und Angst von den Menschen nehmen oder heißt es sie gut? Die Frage hat neben einer offensichtlichen politischen Bedeutung auch eine methodologische. Nicht nur der richtige Weg im Sinne der Psychotherapie steht zur Debatte, sondern auch der zur Begründung allgemeingültiger Aussagen. Die Bewertung von Angst ist von ihrer allgemeingültigen Formulierung nicht zu trennen. Wissenschaftlichkeit enthebt niemals der Beteiligung an den Zusammenhängen von Angst. Die Fragestellung, die erlauben soll, ausgehend vom Boden formaler Wissenschaftlichkeit zur inhaltlichen Kritik der Theorien über Angst fortzuschreiten, sei die Frage nach dem Übergang von der phänomenologischen Beschreibung zur begrifflichen Theorie von Angst. Immer wieder wird zu prüfen sein, ob dieser Übergang ‚einwandfrei‘ geschieht, oder ob Momente der Deskription des nun einmal so und so Vorgefundenen hypostasiert werden zu ‚Wesen‘ und ‚Eigentlichkeit‘. Wir werden sehen, daß gerade solche Theoretiker, die die Angst gut heißen und die Bekämpfung der Angst bekämpfen als „flach“ und „uneigentlich“, beim Protokollieren der herrschenden Verhältnisse immer wieder vorschnell sagen: ‚dies ist das Wesen‘. — Die folgenden Bemerkungen nehmen eine recht zufällig zustandekommene Auswahl von Besprechungsbüchern zum Anlaß, einige ideologischen Linien nachzuzeichnen, deren Kritik freilich über die Anlässe hinauszureichen beansprucht.

\* \* \*

Der Freiburger katholische Theologe Prof. Linus Bopp leitet seine Schrift<sup>1</sup> mit der Ankündigung ein, „daß er sich nicht ausschließlich auf rein natürlicher Ebene bewegen möchte, wenn er vom ängstlichen Kinde handelt; daß er auch nicht bloß bei moderner Psychologie, Charakterologie und Pädagogik um Hilfe anklopfen will, sondern eine Ganzheitsbetrachtung versucht, darum auch Philosophie und Theologie sowie die Vergangenheit und ihre Erfahrung zur Unterstützung rufen will“ (10 f.). Das Ganze, dem er seine Betrachtung sowie alle herbeigezogenen Autoritäten und kasuistischen Materialien in einer Vorzensur unterwirft, ist offenbar die katholische Moraltheologie. Sein Gestus ist nicht wissenschaftsbezogen, sondern der einer gütigen Autorität, die gleichwohl unerbittlich in ihren Verzichtansprüchen ist. Gefordert ist der „in technisch-taktischer Geschicklichkeit sein Gefühlsleben beherrschende Mensch“ (45). „Gesunde Religiosität“ gilt „als Hauptvorbeugungs- und Heilerziehungsmittel“ (37). Verf. droht jedem mit Angst und Krankheit, der in der Beichte nicht

1 Bopp, Linus: Das ängstliche Kind. — Heilpädagogische Schriftenreihe „Bedrohte Jugend — drohende Jugend“ Heft 5. — Ernst Reinhardt Verlag, München 1953, 15.—17. Tausend (48 S., brosch., 2,25 DM).

alles bekennt (46). In „*allem*“ geht es zumal um die Sexualität. Ihren Reizen gegenüber wird „das Ideal der tapferen Flucht“ empfohlen, weil in ihnen „zu verharren schon Verrat und Treulosigkeit wäre, weil man in ihnen schließlich fallen muß“ (26). Angst bedeute hier „den Instinkt der sittlichen Natur“ (ebd.). Der Erzieher muß demnach alles Geschlechtliche vom Kinde fernhalten, weil „das Kind unerwartet früh gefährliche Eindrücke aufnehmen kann, die, gleich wie Insekteneier in lebendiges Fleisch gelegt, mitwachsen und zur Qual werden, eines Tages zur Quelle der Versuchung werden können“ (34). Indem die Sprache des „Heilpädagogen“ idiosynkratisch wird, manifestiert sie Sexualangst sowohl als sie die Erziehung mit ihrer Reproduktion beauftragt. Lust ist unheimlich und verderblich. „In verdorbenen Kindern wohnt oft ein unheimliches Gelüste, auch andere Kinder anzustecken, mit ihrem Wissen und ihrer Erfahrung vertraut zu machen. ‚Ich bin verdorben und muß euch verderben‘, meinte ein solch Armseliger zu andern, und er ließ sie sogar schwören, nichts zu verraten von dem, was er sich anschickte, ihnen mitzuteilen. So kann bei Kindern große Angst und Not entstehen“ (35). Große Angst und Not entstehen freilich erst unter der doppelten Konstellation von Beichtzwang und Sexualverbot. Daß Angst, wie Freud erkannt hat, der Motor der Verdrängung ist, erscheint hier ganz unreflektiert in der sachlich völlig unsinnigen Setzung von „Furcht und Angst als menschliches Wesensmerkmal“ (22). Nicht daß Tiere angstfrei sind, ist der Sinn, sondern daß Sexuellust als „tierisch“ abgewehrt werden soll durch Angstentwicklung. Der Zusammenhang zwischen autoritärer Verdrängung der Sexualität und Verklärung der versagenden Autorität in den Gestalten der positiven Religion zeigt sich in der Doppelfunktion von Angst: dient sie einerseits der automatischen Verdrängung des Sexuellen, so fungiert sie zugleich zur „Erschließung der metaphysischen Welt im Angststerben“ (24).

Ein von Wilhelm Bitter herausgegebener Sammelband<sup>2</sup> umfaßt Referate und Diskussionsbeiträge einer Tagung der Stuttgarter Gruppe „Arzt und Seelsorger“. Der Band enthält viele aufschlußreiche Belege für den Verfall und die restaurative Verarbeitung der Psychoanalyse in Deutschland. Steine des Anstoßes sind die beiden tragenden Säulen der von Freud begründeten Wissenschaft: ihre aufklärerische Rationalität und ihre Anerkennung der fundamentalen Bedeutung der Sexualität. „Durchdrungen davon, daß leztthin Angst und kreatürliche Schuld allen Menschen auferlegt sind, um sie zu Gott hinzuführen“ (183), beschuldigt Bitter den Begründer der Psychoanalyse der „Grenzüberschreitung“ (165). Bitters Programm dagegen ist das einer Grenzziehung zwischen Theologie und Psychotherapie mit dem Ziel arbeitsteiliger Kooperation beider Disziplinen bei Anerkennung des Primats der ersteren. Neben dem Physikum fordert er die Einführung eines Psychikums für Mediziner, wobei besonderer Akzent auf Religionsunterricht zu legen sei, weil andernfalls verkannt werden könnten „die oft krankmachenden Konflikte... die aus der Ur-Angst und Ur-Schuld entstehen, also aus einer mangelnden religio“ (162). Die Theologisierung der Angst bedingt

<sup>2</sup> Bitter, Wilhelm (Hrsg.): *Angst und Schuld in theologischer und psychotherapeutischer Sicht*. Ein Tagungsbericht. Klett Verlag, Stuttgart, 3. Aufl. 1962 (186 S., Ln., 9.80 DM).

die Definition der Neurose sowohl als des therapeutischen Ziels. So sieht J. Neumann das Wesen der Neurose in dem vagen Tatbestand umschrieben, „daß der Mensch von seinem wahren Wesen abgewichen ist“ (123). Und Vera Scheffen beschreibt den Neurotiker als „herausgerückt aus seiner tragenden Mitte“ (88). In den Formulierungen manifestiert sich das Eindringen verquaster Daseinsphilosopheme auf Kosten der psychoanalytischen Terminologie. Diesem Trend fällt selbst der Terminus „Analyse“ zum Opfer; Johanna Läßle umschreibt sie vornehm als „ein psychoanalytisches Geschehen“ (78). J. Neumann stellt seine Tiefe durch Bindestriche unter Beweis („wirk-lich“, „Ver-bogenheit“, S. 123). Bertha Sommer will „selbstverständlich nicht alles nur auf die Sexualität oder auf die sexuelle Entwicklung“ reduzieren, sondern ist sich „bewußt, daß letztlich in jeder Neurose die letzten Sinnfragen des Lebens gestellt oder doch angerührt werden“ (40). Und Bitter ergänzt, daß es keinesfalls das Bestreben der Analyse sei oder sein dürfe, „Angst überhaupt aufzulösen oder die Schuld zu bagatellisieren oder gar zu annullieren“ (77). Denn in der Angst sei, wie Breucha es ausdrückt, „ein pädagogisches Mittel“ zu respektieren, „das uns in die Arme Gottes treibt“ (105). Der Jesuit Rahner sieht die Menschen gerade im Leiden partizipieren an der Erlösung (66). Und der protestantische Theologe Thielicke verbindet die Heiligung der Angst mit einer antikommunistischen Untermenschen-theorie: Angst und transzendente Zielbezogenheit bildeten die eigentlich menschliche Einheit; Termiten ohne Telos hätten keine Angst, dafür habe „das Verhalten bolschewistischer Soldaten erstaunliche Beispiele geliefert“ (35) — ein erstaunliches Beispiel für die Kompensierung des Traumas von Stalingrad. — In die meisten der hier zu Worte kommenden ‚Erläuterungen‘ der durch die Psychoanalyse gestellten Probleme ist nicht wenig Sexualangst eingebunden. Eine Ausnahme machen die näher an klinischen Erfahrungen orientierten Ausführungen des Mediziners Prof. Karl Haug (S. 133 ff) und des Pädagogen Kurt Seelmann, der sich um eine Erziehung bemüht, die ohne irrationale Angst — also vor allem auch: ohne Sexualangst — arbeitet. Vorbildlich, obzwar ganz allgemein bleibend, ist die von ihm aufgestellte Maxime für Erziehung: „Im Laufe der Entwicklung soll sich Angst und Unsicherheit allmählich in Furcht verwandeln. Die Schwierigkeiten müssen ihre Anonymität verlieren“ (144). — Freilich geht diese Stimme unter im Chor der Tiefenphilosophen und -psychologen. Ihr Programm ist geradezu das einer Rückverwandlung von Furcht in Angst. Der Vorgang wird deutlich, wenn Jutta von Graevenitz die Sexualangst nicht aus den sexuellen Schwierigkeiten, sondern aus deren Beherrschung ableitet. „Nun ist über die Menschen ... etwas ganz Neues, ich kann nur sagen, hereingebrochen: die Möglichkeit und der jetzt allgemeine Usus der Empfängnisverhütung“ (117 f). Angst und Schuldgefühle entstünden daraus, daß der Körper „ein dunkles Wissen bewahrt“ um etwas, „das wir mit der Hybris unserer Rationalität und unserer Willenshaltung so gern aus unserem Dasein ausmerzen würden“ (119). In seiner „Unbestechlichkeit“ nehme der Körper Schaden, wo immer ihm Sexuellust verschafft wird, die nicht bloßes Beiprodukt des Zeugungsvorgangs ist. „Diese Reaktion des Körpers heißt wohl hier: in der Tiefe ist ein Wissen darum wirksam, daß wir mit diesem Tun (sc. der Empfängnisverhütung

jeder Art), das uns rein dem Biologischen zugehörig zu sein scheint, das Domäne rationaler Überlegung ist, in einem Bereich stehen, der Biologisches und Rationales weit überragt und in dem nicht nur falsche Schuldgefühle, sondern wirkliche Schuld geschaffen wird aus der Angst heraus, die über uns allen liegt. Ich bin überzeugt, daß hier eine der dunklen Quellen entspringt, aus denen das Meer von Depression sich speist, in dem wir stehen“ (119). — Wir haben diese trübe Tiefe deshalb hier so ausführlich zu Worte kommen lassen, weil wir in ihr eine der ideologischen Quellen sehen, denen die Sexualangst entspringt.

Typologisch und ontologisch zugleich verfährt Fritz R i e m a n n<sup>3</sup>, wenn er „vier Grundformen der Angst“ unterscheidet. Mit ihnen sei „etwas Allgemeingültiges und Grundsätzliches gemeint, das nicht mehr weiter ableitbar ist und zum Leben und unserer Existenz an sich gehört“ (S. 120). Über die „vier Grundformen“ erfahren wir, daß sie „mit unserer Befindlichkeit in der Welt zusammenhängen“ (10), welche wiederum mit einer „kosmischen Analogie“ (12) erläutert wird: wie die Erde vierfach determiniert sei durch Sonnenumlauf, Eigendrehung, Schwerkraft und Fliehkraft, so trage der Mensch „als winziges Partikel des Kosmos... die entsprechenden Impulse als unbewußte Triebkräfte und zugleich als latente Forderungen in sich“ (11). Einordnung, Individuation, Streben nach Dauer bzw. nach Veränderung werden als die vier das Leben dominierenden und paarweise antinomischen „Grundimpulse“ angegeben, denen vier „Grundformen“ von Angst und vier „Menschentypen“ entsprechen sollen: 1. „die Angst vor der Selbsthingabe, als Ich-Verlust und Abhängigkeit erlebt“ — von ihr sei die „schizoide Persönlichkeit“ beherrscht; 2. „die Angst vor der Selbstwerdung, als Ungeborgenheit und Isolierung erlebt“ — Grundton der „depressiven Persönlichkeit“; 3. „die Angst vor der Wandlung, als Vergänglichkeit und Unsicherheit erlebt“ — dominierend bei der „zwanghaften Persönlichkeit“; 4. „die Angst vor der Notwendigkeit, als Endgültigkeit und Unfreiheit erlebt“ — die „hysterische Persönlichkeit“ bestimmend. — Verf. macht eine doppelte Grundannahme, deren Widerspruch er nicht erläutert. Zum einen setzt er den wohlgeordneten Kosmos voraus, dessen Gesetzen zu gehorchen Gesundheit und Ausgewogenheit verbürgt. Zum anderen droht aus jeder Himmelsrichtung die Gefahr. Zu überwinden sind freilich nicht die Gefahren, vielmehr ist es die Angst vor der Angst, die sie einflößen. Kein Leiden ist so groß, daß es die stoische Kosmosphilosophie des Verfassers, der sich aus völlig unerfindlichen Gründen zur Psychoanalyse „Freudscher Observanz“ (Klappentext) zählt, von ihrem goldenen Mittelweg des geschichtsenthobenen ‚Immer-schon-gewußt‘ herabriefe.

Das theoretische Interesse des englischen Psychoanalytikers Michael Balint<sup>4</sup> gilt einer Umakzentuierung der Psychoanalyse vom Studium der Triebe und Triebziele auf die Untersuchung der Objektbeziehungen und ihrer typischen Entwicklung. Es handele sich dabei „um zwei getrennte Vorgänge, wenn sie einander auch

3 Riemann, Fritz: Grundformen der Angst und die Antinomien des Lebens, Bd. I: Psychologie und Person. Ernst Reinhardt Verlag, München 1961 (126 S., kart., 5.80 DM).

4 Balint, Michael: Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre (Thrills and Regressions, London 1959). Ernst Klett Verlag, Stuttgart o. J. (113 S., Halbin., 14.80 DM).

gegenseitig beeinflussen“ (111). Bei dieser Umorientierung läßt sich beobachten, wie eine eigentümliche Mischung ‚daseinsanalytischer‘ (wenn auch ganz anders als bei Binswanger), behavioristischer und phänomenologischer Gesichtspunkte das Bild bestimmt. Psychoanalytische Begriffe wie Verdrängung, Angst, Übertragung, Widerstand erfahren dadurch eine tiefgreifende, wiewohl von Balint kaum reflektierte Veränderung. Triebdynamische Modelle in Verbindung mit psychoanalytischen Konflikttheorien (etwa die Dynamik des Oedipuskonflikts) führen allenfalls eine Randexistenz. Dafür treten Begriffe wie Umgebung, Anpassung, Realitätsprüfung in den Mittelpunkt. — Grundvoraussetzung für Balints Theorie ist die Annahme eines ontogenetischen Primärzustands (vgl. seine Schrift „Primary Love and Psychoanalytic Technique“, London 1952) strukturloser Harmonie. Die Differenzierung von Subjekt und Objekt wird vom Kleinkind traumatisch erfahren. Aus den Arten der Verarbeitung der traumatischen Erfahrung, „daß Subjekt und Objekt getrennt existieren“ (32), unterscheidet Balint zwei pathologische Typen: den „Philobaten“ und den „Oknophilen“. Dieser versucht den Konflikt zugunsten der Objekte zu lösen, jener zugunsten des Ichs. Während der „Oknophile“ sich an die Objekte ängstlich klammert, an ihnen „klebt“ und die „leeren Zwischenräume“ fürchten muß, also in den Objektbeziehungen aufgeht, fürchtet und meidet der „Philobat“ (eine Nachbildung zu Akrobat) die Objekte, zu denen er keine dauerhafte Beziehung finden kann, während er in den „freundlichen Weiten“ aufgeht. Der Zweiteilung entsprechen zwei Typen von Angst: die „philobatische“ Angst, von den Objekten aufgeschluckt, und die „oknophile“ Angst, von ihnen fallen gelassen zu werden. —

Die theoretische und therapeutische Brauchbarkeit für die Psychoanalyse der von Balint vorgeschlagenen Aspekte und Begriffe kann hier nicht erörtert werden. Ein theoretischer Mangel der hier besprochenen Schrift, der weitreichende Konsequenzen hat, liegt im Fehlen einer eigentlich genetisch-dynamischen Theorie von Angst und Verdrängung. Nicht nur wird der funktionelle Zusammenhang beider aus den Augen verloren. Auch die Realgeschichte der Verzichtansprüche und des Leistungsprinzips bleibt außer acht. Es stellt sich so dar, als wäre die Subjekt-Objekt-Differenzierung an sich schon das Ängstigende. So verschiebt sich, indem von einer bestimmten gesellschaftlichen Welt abgesehen wird, der Akzent auf ein ‚In-der-Welt-Sein‘ überhaupt. Merkwürdigerweise kommuniziert der Mangel an soziologischem Denken mit der Absage an die Freudsche Trieblehre. Was verdrängt wird, bleibt ebenso dunkel wie das Warum der Verdrängung. Von einer pragmatisch-vernünftigen Mitte des Verhaltens aus versucht Balint die Abweichungen zu beleuchten. Dabei beschreibt er als „Philobatismus“ ein Verhalten zur Angst, das die pragmatische Klugheit außer acht läßt: die willkürliche Produktion von Angst und Zerstörung als Gegenstand des Genusses. Erwartet man von Balints Studie Beiträge zur Psychoanalyse des Ästhetizismus und der Selbstzerstörung, so findet man sich enttäuscht. Balint sucht nach einer psychologischen Formel für Phänomene von Angstlust, wie sie etwa auf dem Rummelplatz oder bei gewissen Sportarten, wie z. B. dem Alpinismus auftreten. Die Funktion derartiger Phänomene sieht Balint darin,

daß sie die Möglichkeit geben, „im erwachsenen Leben das große traumatische Erlebnis des Gleichgewichtsverlusts, des Von-unseren-Objekten-Fallengelassenwerdens, der Desorientierung in der Welt usw. in erträglichem Ausmaß zu wiederholen.“ (12) Fehlt nun bei Balint, mit der Analyse der Triebe und Trieb-schicksale, eine eigentliche Angst-Theorie, so vermißt man gleichermaßen den Gesichtspunkt der Maximierung psychischer Dispositionen durch soziale Gesetzmäßigkeiten. Der Mangel wird um so spürbarer, als der Akzent auf den Begriff der Umwelt und des Verhaltens in und zu ihr verschoben ist. Hinzu kommt, daß Balint ‚Umwelt‘ unhistorisch sowohl als eigentlich widerspruchsfrei faßt. Soziale Herrschaft kommt nur en passant, bei der Analyse bestimmter Vergnügungen, bei denen Geschicklichkeit im Zerstören preisgekrönt wird, in den Blick. In den Anordnungen des Rummelplatzes ist die Umkehrung bestimmter Momente der Sozialordnung erkennbar. Im gesellschaftlichen Dasein — Balint präzisiert nicht: der Unterlassen — „ist es die Umgebung — oder eine oder mehrere mächtige Personen in ihr —, die sich dem Individuum gegenüber aggressiv verhält. Da die Ungleichheit zwischen dem Individuum und seinen Aggressionsobjekten so überwältigend erscheint, wird jeder Kampf als unnütz und hoffnungslos betrachtet, und der Konflikt wird ausschließlich durch Identifizierung mit dem Angreifer gelöst, die zu einer mehr oder weniger vollständigen Unterwerfung unter seine überlegene Macht führt. Die übliche theoretische Beschreibung dieses Vorganges lautet: Introjektion der aggressiven, übermächtigen Objekte oder Abspaltung von Teilen der introjizierten Objekte als innere Verfolger und so fort. Ganz einfach gesagt heißt dies, daß wir ständig an unserer eigenen Demütigung mithelfen und für den Sieg unserer Gegner arbeiten wollen, vielleicht sogar bis zu einem solchen Ausmaß, daß wir die Mühen und Nöte genießen, die wir durch unsere eigenen Verzichte und damit durch die Befriedigung der andern erleiden.“ (19). Der Jahrmarkt, als folgenlose Verkehrung der wirklichen Verhältnisse im Vergnügungsarrangement, wäre demnach als Ventil aufzufassen, vermittelt dessen ein Übermaß von innerer Spannung, erzeugt durch soziale Herrschaft und Ausbeutung, abgeführt werden kann. Daß Balint diese Erkenntnis, die den unhistorischen Rahmen seiner Erörterungen sprengen könnte, nicht weiter ausbaut, beläßt seiner Schrift, trotz vieler interessanter Aspekte, letztlich nur den Charakter der Rechtfertigung für eine neue Terminologie, die im Sektiererischen haften bleibt.

Dem Thema „Angst und Aggression“ widmet sich ein Sammelbändchen, das vom Stuttgarter „Institut für Psychotherapie und Tiefenpsychologie“ als „Almanach 1963“ herausgegeben ist<sup>5</sup>. In allen Beiträgen dokumentiert sich auch hier eine große Unsicherheit, wo immer der unmittelbare Bezug auf klinische Erfahrung verlassen wird zugunsten allgemeintheoretischer Erörterungen. Bleiben selbst im Zustand theoretischer Verwirrung die klinischen Berichte sowohl stofflich interessant als auch dem humanitären Impuls der Psychoanalyse verbunden, so produzieren die Autoren vom Stuttgarter Institut, wo der Duktus ihrer Beiträge

5 Angst und Aggression. Hrg. vom Institut für Psychotherapie und Tiefenpsychologie Stuttgart e. V. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1963 (168 S., Ln., 9.50 DM).

sich vom therapeutischen Engagement löst und zu Weltanschaulichem führen will, fast ausnahmslos menschenfeindliche und irrationalistische Ideologeme. Immer wieder erweisen sich Sexualität und Rationalität gleichermaßen als die großen Druckpunkte, wo den Tiefenpsychologen das schlechte Gewissen gegenüber der Gesellschaft schlägt. In den hier referierten Texten äußert sich dieser Tatbestand doppelt: zum einen suchen wir im kasuistischen Material vergebens nach Anhaltspunkten für eine Sexualanalyse und bemerken auf der Ebene der psychoanalytischen Begriffe und Modellvorstellungen eine durchgehende Entsexualisierung; zum andern scheinen die eigentlich rational-theoretischen Erkenntnisse der Freudschen Psychoanalyse über Angst vergessen — oder verdrängt. Studiert man die einzelnen Aspekte der Verdrängung Freudscher Erkenntnisse in der „Tiefenpsychologie“, so wird man zur Vermutung kommen dürfen, sie erfülle einen reaktionären Auftrag, der aus der politisch-sozialen Sphäre bekanntlich zumal unter der Herrschaft des Faschismus massiv in die Sphäre der Wissenschaft hineingewirkt hat. Als Sexualfeindschaft sowie als Feindschaft gegen Vernunft, wo die Individuen sie in den Dienst ihres Luststrebens und Befreiungsinteresses stellen wollen, überdauerte diese Einwirkung den Faschismus ungebrochen. Oftmals haben gerade die Vertreter der bekämpften Schule die Angriffe ihrer Gegner verinnerlicht. Die Selbstaufgabe in Belangen der Theorie erscheint bei W.H. Fischle im Gewand der redlichen Bescheidenheit: „von der Angst wissen wir nichts“ (18). Die derart affektierte Ignoranz dient freilich sofort als Vehikel zur Einführung dunkelster Ur- und Grundtatsachen. Im Namen der Grundtatsachen, „daß jedem Menschsein die Angst zugeordnet ist“ (28), „daß die Angst unabdingbar mit dem menschlichen Dasein verbunden“ und „a priori im Menschen vorhanden“ ist (30 f), bekämpft Fischle, wahrscheinlich ohne es zu wissen im Kielwasser der Gegenaufklärung schwimmend, von ihm sogenannte „rationalisierende Erklärungen“ ebenso wie die Hoffnung des „heutigen Menschen“, „über die begriffliche Einordnung mit Hilfe seines Verstandes das Leben zu bewältigen und die Angst zu bannen“ (19). Ähnlich klagt Hanna Esslinger in ihrem im übrigen informativen Bericht über die als Schulschwierigkeiten hervortretenden verdummenden Wirkungen von Angst: es herrsche eine „Überbewertung des Verstandes“ (37); zu kämpfen gelte es gegen den „Maßstab der Maschinen“ und für „den des natürlichen Wachstums“ (38). Interessant würde diese Klage erst dann, wenn es gelänge, analytisch die Brücke zwischen der verdummenden Sexualangst und dem „Maßstab der Maschinen“ zu schlagen. Von einem besonders merkwürdigen, nicht weiter analysierten oder überhaupt bemerkten Brückenschlag dieser Art berichtet Else Schwab in einer Fallgeschichte unter dem Titel „Angstbewältigung durch geduldete Aggressivität“ (101 ff). Es handelt sich um den „elektiven Mutismus“ eines Knaben, der als kleines Kind unter dem Eindruck der Luftangriffe traumatische Schäden erlitt. Nach jahrelanger therapeutischer Behandlung meldete er sich „freiwillig zum Dienst bei der Luftwaffe“ (131). Von dieser Identifikation mit dem Aggressor als Resultat der therapeutischen Behandlung nimmt die referierende Therapeutin selber keine Notiz. Generell ist der Anteil nicht — oder nicht zu Ende — analysierter Momente in der mitgeteilten Kasuistik

sehr hoch. Dieser Mangel fällt weniger ins Gewicht, wo ein Bericht, wie es bei den Beiträgen von Hanna Esslinger und Else Schwab der Fall ist, sich an einer einzelnen, ausführlich mitgeteilten Fallgeschichte orientiert. Hierbei bilden die Reaktionen des Patienten und der Fortgang des therapeutischen Prozesses genügend Korrektive gegen tiefsinnige Willkür. Wo dagegen, wie in der Mehrzahl der Texte nicht nur des hier besprochenen Bandes, nur kasuistische Abkürzungen in die theoretische Waagschale geworfen werden, herrschen vermittels der unkontrollierbaren interpretatorischen Willkür unmittelbar die außeranalytischen Vorurteile. Dies wird deutlich, wenn Ludwig J. Pongratz als „Neue Modelle der Trauminterpretation“ die „daseinsanalytischen Verstehens- und Vorgehensweisen“ von Binswanger und Boss gegen Freuds Methode der Traumdeutung ins Feld führt. Das mitgeteilte Traummaterial ist, da von der konkreten Lage und Fallgeschichte der Träumer isoliert vorgetragen, nur „weltanschaulich“ zu interpretieren. Offenbar motiviert diese Enthemmung der Tiefenpsychologie von den trägen Widerständen der ganz aus dem Einzelfall durchgeführten klassischen Analyse die Anpreisung von Binswanger und Boss, sowie die darin implizierte Aburteilung Freuds: sie hätten die Traumpsychologie „welt-sichtig gemacht“ (149) bzw. „aus ihrer binnenseelischen Verhangenheit befreit“ (160). Vorgetragen werden diese „Erkenntnisse“, wie in den meisten derartigen Schriften, mit viel halbstudierter und zum grotesken Mummenschanz verzerrter Phänomenologie und Existenzialanthropologie. Pongratz etwa beruft sich, außer auf Heidegger, auf die Autorität eines von ihm so genannten „Eduard“ Husserl (147). — Daß derartige Masken bequem sind, weil sie neben einer drastischen Ermäßigung der psychoanalytischen Anstrengung des Begriffes zugleich die Aufhebung der für die Psychoanalyse von Anfang an konstitutiven Opposition zu den in der Gesellschaft herrschenden gegenaufklärerischen Mächten leisten, zeigt die Ideologiekritik der „Grund-“ und „Urtatsachen“ sowohl als ihr Hervorgehen aus nicht zu Ende geführten Analysen. In W. Klosinskis Beitrag „Zum Phänomen der Angst“ etwa nehmen die Wortbildungen mit der Vorsilbe „ur-“ überhand (vgl. vor allem S. 10). Derselbe Autor verleiht dem Bedürfnis nach Positivität treffenden Ausdruck. Dem „positiven Aspekt“ der Angst habe die Forschung „bisher“ zu wenig Beachtung geschenkt (8). Fischle leiht schon im programmatischen Titel „Angst — Annahme statt Verdrängung“ dem apologetischen Bedürfnis seine Stimme. Nun sei unbezweifelt, daß die von den meisten Autoren metaphorisch als „Flucht vor der Angst“ angesprochene und mit dem Pathos der Eigentlichkeit kritisierte Verhaltensstruktur ein wichtiger pathologischer Zug sein kann. Gleichwohl verschiebt sich, in den ausgetretenen Bahnen eines nicht der Psychoanalyse entstammenden Sprachgebrauchs, der Akzent auf eine der psychoanalytischen Erfahrung konträren Theorie über Angst. Angst wird, wie in der weitläufigen Bewegung des philosophischen und ästhetischen Absurdismus, zum Selbständigen und Ersten fetischisiert. Von ihrer je bestimmten Geschichte wird sie ebenso isoliert wie von den ängstigenden, mit Verlust bedrohenden Mächten und den mit Verlust bedrohten Objekten. Freuds dialéktische Definition der Angst als „ursprünglich immer Angst vor Liebesverlust“, wobei Gefahr in doppeltem

Sinne von dorthin droht, wohin der Trieb will: von den geliebten Personen wie von den eigenen Triebzielen, verbietet derartige Isolierungen nicht nur, sondern weist allen Begriffen der Theorie ihren Sinn allein aus der Analyse der je konkreten Dynamik des Konflikts von Lust- und Realitätsprinzip und seinen mannigfachen Derivaten zu. Erscheint Angst somit als Motor der wie immer realitätsgerechten bzw. von sozialen Mächten geforderten Verdrängung individueller Triebansprüche, so ist ihrer Analyse damit die doppelte Aufgabe gestellt, den ihr vorausgehenden Anspruch auf Verdrängung ebenso ans Licht zu bringen wie den verdrängten Anspruch auf Erfüllung<sup>6</sup>. Bei den angepaßten Tiefenpsychologen tritt an die Stelle der Frage nach den durch Angst ausgelösten Verdrängungen die Scheinfrage nach der angeblichen Verdrängung der Angst. Diese angebliche Verdrängung leitet Fischele von einem „Dressat“ her: „Angst soll und darf nicht gesehen werden, also muß man sie verdrängen“ (19). Wir erkennen in dieser kurzfristigen Formulierung den Tribut an die Sexualangst der Gesellschaft. Das Ängstigende, was „nicht gesehen werden darf und soll“, ist ein Sexuelles nach der Innenseite des Triebes, ein Politisches — abgekürzt gesprochen: Herrschaft — nach der Seite der Gesellschaft hin. Der folgsame Irrtum geht bis in die Kasuistik: weil ein Kind, das offenbar einen Angsttraum hatte, nun mit seinen Eltern darüber sprechen will und sich zugleich nicht traut, soll die „Grundeinstellung des Kindes der Angst gegenüber als ambivalent“ (22) anzusehen sein. Daß die ambivalente Beziehung des Kindes gerade den Eltern gilt, vielleicht auch bereits den eigenen Triebregungen, und daß es diese doppelte Ambivalenz ist, die den Schlüssel zur ängstlichen Verschwiegenheit jenes Kindes abgeben könnte, wird von Fischele nicht gesehen. ‚Angst‘ gilt ihm als letzte Auskunft, bei der die Analyse sich zu beruhigen hat. „Begegnungen mit der Angst“ (21) ist der sprachliche wie sachliche Unsinn, der offenbar die analytische anamnestiche Einsicht in das Verdrängte und den Verdrängungsmechanismus ersetzen soll. Der Ersatz leistet in einer Hinsicht mehr als das Original, denn er vermittelt mühelos das Gefühl, über letzte Dinge Bescheid zu wissen. „Grunderlebnisse an archetypischen Bildern“ (23) schneiden den analytischen Prozeß oft gerade dort ab, wo er an die Grundstrukturen zu rühren beginnt. „Werner kam in psychotherapeutische Behandlung, weil er stark stotterte. Er war inzwischen vierzehn Jahre alt geworden. Im Lauf der Analyse konnte in Zusammenarbeit mit den Eltern festgestellt werden, daß seine Symptomatik auf ein Angsterlebnis als Kleinkind zurückging. Im Kindergarten erlebte er den Besuch des Nikolaus.“ Der fünfzehnjährige Norbert „war männlichen Personen gegenüber so gehemmt, daß er ständig versagte. Im Kaufladen, am Schalter der Post, im öffentlichen Verkehrsmittel überkam ihn die Angst, wenn es ein Mann war, der ihn bediente. Es bestand die Gefahr, daß Norbert keine Lehre durchhalten konnte, da er hier im engsten Kontakt mit einem Meister arbeiten mußte. Auch in diesem Fall ließ sich nachweisen, daß die Angst, die sich im Kleinkindalter in unruhigem Schlaf, verbunden mit nächtlichem Aufschreien äußerte, auf

<sup>6</sup> Vgl. meinen Versuch über „Waren-Ästhetik und Angst“ in ARGUMENT Nr. 28 (6. Jhg. 1964, Heft 1), — dort vor allem den Abschnitt über „Liebe, Angst und Schönheit“, S. 24 f.

ein Erlebnis mit dem Nikolaus zurückging.“ Wir erraten bereits, daß es bei dem sechzehnjährigen, in der Schule begabten, aber sprachgestörten Hans nicht viel anders sich verhielt: „Hans hatte als Kind eine Theateraufführung von Peterchens Mondfahrt besucht“ (23 f). Der psychoanalytische Prozeß verkümmert, wo nicht offen zum Religionsunterricht, zur Suche nach sogenannten archetypischen Bildern, an denen sich die angeblich gleichfalls archetypische Angst „kristallisiert“ haben soll. — Eine Ausnahme macht der lesenswerte Beitrag von H. Roskamp über „Nackenbeschwerden und Aggressionsangst“. Sein Gegenstand bildet einen der Triumphe der Psychoanalyse über die klassische Medizin der Chirurgen, die das durch Aggressionsangst verursachte und psychoanalytisch verhältnismäßig leicht lösbare Cervicalsyndrom (Verkrampfung in der Nacken- und Schultergegend, häufig mit vom Nacken und Hinterkopf ausstrahlenden Kopfschmerzen verbunden) auf organische Abnutzungserscheinungen an der Halswirbelsäule zurückgeführt hatte. Roskamp weist zwei sich ergänzende Komponenten dieses Syndroms auf: das gefügte Sich-ducken vor den persönlichen oder anonymen „vorgesetzten“ Mächten und das krampfhaft Unterdrücken aggressiver Regungen gegen solche Mächte. Die konkrete Analyse von Angst thematisiert hier, als vielgestaltige Spannung von ‚Oben‘ und ‚Unten‘, gesellschaftliche wie verinnerlichte Herrschaft. „Und es gehört zum Wesen hierarchischer Systeme, daß ihre Machtverhältnisse einem Gefälle unterliegen, welches sich als Kette von ‚Obrigkeit‘ - ‚Untertan - Verhältnissen beschreiben läßt... Der Mensch findet sich also im Spannungsfeld zwischen den Polen der vertikalen Skala von Wert und Macht. Sofern ihm die Pole“ — die unteren, triebhaft-niedrigen werden von Klosinski nicht weiter analysiert — „lebendige Instanzen sind (Vater, Gott, König, Obrigkeit, Vorgesetzter), sieht er sich ihrem Zugriff mehr oder weniger wehrlos ausgesetzt“ (96). Damit ist die Richtung angedeutet, in der die Psychoanalyse des Cervicalsyndroms voranzuschreiten hat: „Bei der Aggressionsangst koinzidiert die ‚eingefrorene‘ abortive Duckbewegung als instinkthafte Verhaltensschablone im Sinne der Schutzsuche und die an der rumpfnahen Skelettmuskulatur der oberen Extremitäten antagonistisch einwirkenden Aggressions- und Hemmungsimpulse“ (100). — Ein Einwand gegen Roskamp ergibt sich dort, wo sich seine Überlegungen andeutungsweise ausweiten zu einer Theorie der menschlichen Angst im Gegensatz zur tierischen. Nicht nur ist nicht ersichtlich, wozu es für den konkreten Zweck seiner Untersuchung dieses Nebenweges bedarf. Wieder einmal erweist sich als typische Fehlerquelle die nicht-terminologische Verwendung psychoanalytischer Terminologie. Wenn Roskamp schreibt, „vermöge des Ich-Bewußtseins erlebt der Mensch Gefahr immer als eine Bedrohung des Ich“ (95), so ist daran richtig die für die psychoanalytische Theorie zentrale Bestimmung des Ich als eigentliche „Stätte der Angst“. Dieser Satz darf Gültigkeit beanspruchen aber nur in strikter Beziehung zum topologischen Modell. Es ist vorläufig durchaus illegitim, seine Formulierungen unreflektiert mit Erlebniskategorien zu verbinden. Kein Mensch erlebt je eine „Bedrohung des Ich“. Nicht einmal die „Gefahr“, die dem Ich droht, ist in der Regel bewußt. Solange eine ‚Wiederkehr des Verdrängten‘ droht, ist dieses gerade unbewußt, und

„der Mensch“ hat Angst wie ein Tier. Vermutlich dürfen wir, wenn überhaupt, den Unterschied zum Tier der Einsicht in die Herrschaft der Notwendigkeit zuschreiben, niemals der bloßen begriffslosen Erlebnisqualität<sup>7</sup>.

Die Verbindung gegenaufklärerischen Denkens mit den Interessen von Herrschaft und Ausbeutung läßt sich ablesen an zwei komplementären Setzungen: an falschen Ungleichheiten wie an falscher Gleichheit. Verschiedenheit wird derart behauptet, daß die reale Gleichheit der Interessen verneint wird; Gleichheit dergestalt, daß der reale Widerspruch der Interessen kaschiert und die Individuen gewaltsam unter das falsche Allgemeine subsumiert werden können. So bestritt die kirchliche Scholastik jahrhundertlang die Existenz einer Seele bei den Frauen, die medizinische Scholastik leugnete noch zu Lebzeiten Freuds die Fähigkeit des weiblichen Körpers zum Orgasmus. Neben der Aufrechterhaltung von Herrschaftsprivilegien bildet die Propagierung von Malen der Knechtschaft als Zeichen ‚eigentlichen‘ Privilegiertseins — der Antisemitismus als „Sozialismus des dummen Kerls“ mag dafür als Beleg dienen — ein in neuerer Zeit zunehmendes Interesse aufklärungsfeindlicher Ideologienbildung. An den Theorien über die Angst läßt sich die Verschränkung beider Tendenzen aufweisen, wo „die Angst als einer der menschlichsten Züge des Menschseins“ verklärt und aus ihr die eigentliche Würde des Menschen, die ihn vor dem Tier auszeichne, gesehen wird. Im Band X der „Studien aus dem C.-G.-Jung-Institut Zürich“<sup>8</sup>, der acht Vorlesungen über die Angst aus der Sicht verschiedener Disziplinen enthält, dokumentieren die dort zu Wort kommenden Stimmen aus der Medizin und der Psychotherapie, daß wissenschaftliches Interesse bei ihnen nicht weniger vom ideologischen Überschwemmt ist<sup>9</sup> als bei dem vorstehend zitierten Theologen Benz (212). Nach Gaetano Benedetti ist die Angst, die er „in psychiatrischer Sicht“ zu behandeln verspricht, „sowie manche andere quälende seelische Zustände, z. B. die Trauer und das Schuldgefühl, eine normative Austragung menschlichen Wesens; sie gehört in konstitutiver Weise zum menschlichen Dasein, so innig nämlich, daß dieses ohne Angst, Schuldbewußtsein, Trauer, seine Wesenszüge verlieren würde“ (147). Und er fährt fort mit den Worten von V. E. v. Gebattel: „... es sei denn, man fröne der verruchten Flachheit, die in der Grundbestimmung des Menschen, leiden zu müssen, eine pathologische Disposition sieht.“ Sprechen solche Äußerungen, denen man unzählige gleichlautende an die Seite stellen könnte, den faktisch dominierenden Affekten von Ohnmacht und Unterwerfung die Herrschaftslegitimation des Normativen zu, setzen sie also eine falsche Verallgemeinerung des ‚Menschlichen‘, so gründen sie sich andererseits auf eine falsche Besonderung des Menschen im Unterschied zum Tier. In der einleitenden Vorlesung des Züricher Professors für

7 Freud hat die Aporie, die durch eine derartige Übertragung psychoanalytischer Terminologie entsteht, genau gesehen (s. etwa „Neue Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, GW XV, S. 96). Vgl. dazu den Abschnitt über „Identifikation mit dem Aggressor“ in meinem Versuch über „Waren-Ästhetik und Angst“, aaO, S. 28 f.

8 Die Angst. Bd. X: Studien aus dem C. G. Jung-Institut Zürich. Rascher Verlag, Zürich 1959 (252 S., Ln., 21.40 DM).

9 Gleichfalls aus dem Bannkreis der C.-G.-Jung-Schule kommt der sonderbare Bildband von H. Steiner und J. Gebser: „Angst — Ursachen, Symptome, Überwindung“; vgl. meine Besprechung in ARGUMENT Nr. 26, S. 62.

Tierpsychologie H. Hediger über „Die Angst des Tieres“, die vermutlich aus Gründen einer allgemeinen Begeisterung für Angst überhaupt in den Band aufgenommen ist und deren immanenter Widerspruch zu den anderen Beiträgen nirgends diskutiert oder auch nur bemerkt wird, werden Angst und Leid als Dominanten gerade des Naturreichs der Notwendigkeit gezeigt. Die Angst erscheint als der tierischste Wesenszug des Lebens. „Das erste, was die Natur verlangt, ist, sich fürchten zu lernen. Nicht ‚durch Hunger und Liebe erhält sie das Getriebe‘, wie Schiller meinte, sondern vielmehr durch rechtzeitige und zweckmäßige Flucht, die ihrerseits dauernde Fluchtbereitschaft und Aufmerksamkeit im Dienste der Feindvermeidung zur Voraussetzung hat. Diesen Zustand des ewigen Auf-dem-Qui-vive-Seins, wie er für das gesamte Tierleben so bezeichnend ist, darf man wohl mit chronischer Furcht oder dauernder Angst vergleichen“ (15). „Wer sich nicht fürchtet, nicht vor Feinden flüchtet, ist im Kampf ums Dasein verloren . . . Flucht tendenz, Furcht vor Feinden, Angst vor allgemeiner Bedrohung oder wie immer wir dieses Phänomen nennen wollen, welches die gesamte körperliche Organisation und das gesamte Verhalten dominiert, ist also derjenige Affekt, dem im Tierreich die absolut überragende Bedeutung zukommt. Er . . . ist der stärkste Motor in der Ontogenese und in der Phylogenese“ (25). Daß ihn Hediger als solchen benennen und aus den Bedingungen des allgemeinen Existenzkampfes begreifen kann, zeigt die Tierpsychologie vom apologetischen Zwang fast aufgenommen. In der Humanpsychologie würden derartige Aussagen als Gesellschaftskritik empfunden. Sie sind aber auch dazu geeignet, ins Bewußtsein zu heben, wie weithin ungebrochen das Tierreich des Existenzkampfes und seiner Derivate sich in die antagonistische Gesellschaft fortsetzt. Sein Grundgesetz verdrängt und beschädigt, was immer sich seiner Ökonomie widersetzt: Essen, Wollust, Schlaf. „In der Sprache der Biologen heißt das, daß das Tier in der gefährvollen Freiheit dauernd in den Funktionskreis des Feindes (der Flucht) eingeklinkt ist. In andere Funktionskreise, etwa den Beute- oder Geschlechtskreis, ist das Tier nur periodisch eingeklinkt.“ „Je mehr der Schlaf der Wildtiere unter natürlichen Bedingungen erforscht wird, desto wahrscheinlicher wird es, daß gewisse Tiere überhaupt nicht im eigentlichen Sinne schlafen können. Ihre zahlreichen Feinde gestatten ihnen das einfach nicht, höchstens einige Schlaffragmente von wenigen Sekunden oder Minuten Dauer. Diesen Schlaftypus finden wir namentlich bei kleineren Pflanzenfressern . . . Große Raubtiere können sich am ehesten einen ausgiebigen Schlaf leisten, weil sie verhältnismäßig wenig Feinde haben“ (17). Die Domestizierung und viel mehr noch der Tiergarten erscheinen als die Utopie des Tierreichs, die gleichwohl nicht frei von grausigen Aspekten ist. Die Aufgabe der Domestikation ist es, die Tiere von ihren Angstmechanismen zu befreien. „Krankhaft ist also nicht die primäre Ängstlichkeit, sondern die sekundäre von ehemals aus dem Fluchtzwang befreiten Geschöpfen, wie es z. B. Hunde und die anderen Haustiere sind“ (27). Befreit sind sie freilich nur in die zweite Natur einer Gesellschaft, die den irrationalen Zwängen ihrer Reproduktion kaum weniger unterworfen ist als die Tiere denen des Tierreichs. — Die übrigen Beiträge des Angstbuches aus dem C.-G.-Jung-Institut — mit Ausnahme vielleicht

der hilflos-gütigen Vorlesung von H. Zulliger über „Die Angst des Kindes“ — variieren die bereits bekannten Themen der Gegenauflklärung. Verherrlicht werden, obzwar aus dem elitären Salon ökonomisch privilegierter Bildung, die Schattenseiten des ‚menschlichen Daseins‘, das undifferenziert behandelt wird, als sei es dasselbe vom KZ-Insassen bis zum Krupp-Generalbevollmächtigten. Angst, Schuld und Askese, Gehorsam und „personale Einmaligkeit“ erscheinen als Grundwerte, Verstand und Lust als das Grundböse. Antikommunismus, ein durchgängiges Motiv, kommt in der Aufmachung einer theologischen Kategorie einher, gelegentlich auch einer sexualmoralischen. „Im Seminar“ von W. Überwasser, der über „Die Angst in der Malerei des Abendlandes“ handelt, „nahm vielleicht ein schon als Junge politisch verprägelter Ostzonenflüchtling schwer stotternd teil. Aber mit einer ottonischen Miniatur in der Hand floß ihm die Ganzheit von Himmel, Mensch und Erde wieder heil von den Lippen“ (227). Für denselben Autor „wird die Angst, ob man das Bild erkenne und darüber hinaus sein eigenstes zu finden vermag, zur letzten befreienden Tat“ (227). Als ungläubiges, aus dem Gehorsam gegenüber der übergreifenden Ordnung desertiertes Subjekt definiert der Hamburger Mediziner A. Jores den Neurotiker. „Wir kommen also zu dem Schluß, daß die Angst des Menschen im Wesentlichen zwei Quellen hat: einmal ist es die Angst, dem Gesetz, nach dem er angetreten, nicht in der richtigen Weise zu folgen, und zum andern die Angst der Ungeborgenheit“ (185). Geborgenheit „ist auch gegeben durch das Wissen um eine Ordnung, in der er steht, durch die Ausrichtung seines Lebens nach höheren, nicht von ihm selbst bestimmten Zwecken und Gesichtspunkten, sagen wir schlicht, durch einen Glauben“ (184). Heilsam habe sich bisher die „sogenannte Frontsituation“ erwiesen. Der Krieg „war für ihn ein ungeheures Erlebnis der Gemeinsamkeit und der Geborgenheit“ (186). Als „Einzelgänger, ein Einsamer“ sei der Neurotiker zu sehen; „im wesentlichen befangen in dem Versuch, sein Leben aus dem eigenen Ich heraus zu führen und zu gestalten, fehlt ihm auch ein echter religiöser Bezug“ (185). Ich-Schwäche als Bedingung für Neurosen läßt der Mediziner, der es doch besser wissen mußte, außer Betracht. — Ausweglos verstrickt in die Wirren der Jung’schen Mythologie, ein theoretischer Laokoon, verschreibt E. Neumann am Ende seiner Vorlesung über „Die Angst vor dem Weiblichen“, nicht ohne zuvor den Materialismus als „kompensatorische Ideologie“ (98) preisgegeben zu haben, sein Heilsrezept einer Aufgabe des Ich. Erst wenn dieses „in einer rätselhaften und numinosen Weise“ sich mit der ängstigenden Übermacht identifiziert habe, löse die Notwendigkeit der Angst sich auf. Dazu müsse das Ich jenes transpersonale Geführtwerden akzeptieren, das „alle Angst-Konstellationen des Ich zu Wandlungsstufen macht, in denen sich das Dasein als unendlicher Aspekt-Wandel des Schöpferischen erweist“ (112). Der Theologe Benz stimmt teils zu, teils mahnt er, wo Befreiung von Angst, wie auch immer, versprochen wird, zur Vorsicht. „Die christliche Kirche selbst legt indes Wert darauf, daß es nie zu einer vollständigen Überwindung der Angst kommt“, denn sie bedient sich „der Angst als eines wesentlichen Elementes der Aufrechterhaltung der Ethik“ (216). Wo Angst sich politisch konkretisiert, gar sich die Einsicht ihrer als Ratgeber bedient, wird

sie von ihren abstrakten Verehrern, so auch von Benz, sogleich diffamiert. „Dieselben psychologischen Symptome, die wir bei der Gespensterangst feststellen können, finden sich... schließlich auch in der Atomangst“ (205). Von anderer Seite her argumentiert ähnlich der Auslandsredakteur der Neuen Zürcher Zeitung, U. Schwarz, der seinem Namen alle Ehre macht, indem er seine Vorlesung über „Die Angst in der Politik“ zur Ausbreitung einer Wehrmachtsphilosophie benutzt, verstanden als Methode der psychologischen Kriegsführung<sup>10</sup>. Die Menschen haben Angst vor einem neuen Krieg, zumal zeigen sie bedrohliche Anzeichen von „Nuklearphobie“ (141). Sie „kann bekämpft werden durch bewährte Mittel: Gewöhnung an die Gefahr... Handeln, indem man das Netz der Angst zerreißt, das Haupt und Glieder zu umspannen droht. Ermutigung anderer, indem man sie auffordert oder zwingt zu handeln. Vorbild. Der Stärkere, der Vorgesetzte oder einfach der, der es auf sich nimmt, Vorbild zu sein, stärkt die anderen, die ihn sehen und ihm folgen. Er schöpft aus dem Vertrauen der anderen das Mittel, seiner eigenen Angst Herr zu werden“ (144). Den Realitätswert der von ihm bekämpften „Nuklearphobie“ gesteht Schwarz implizit im folgerichtigen, durch ein Zitat von Ernst Jünger vorbereiteten Schlußsatz: „Die letzte Antwort auf die Angst aber, wenn sie aus den schattigen Gründen der Politik auf uns zukriecht, ist, daß man bereit ist, unterzugehen, wenn es sein muß“ (145).

Wie gewissenlos die diversen Verklärungen von Angst sind, wird deutlich bei der Lektüre der von Hans March sehr gewissenhaft edierten Dokumente zum Thema „Verfolgung und Angst in ihren leib-seelischen Auswirkungen“<sup>11</sup>. Neunzehn Entschädigungsgutachten verschiedener Autoren dokumentieren erschütternd die zerstörerische Macht der durch soziale Verfolgung ausgelösten Ängste bei Juden und politischen Gegnern des Faschismus. In allen diesen Fällen „bildeten verfolgungsbedingte elementare Angst und wehrloses Leid auf Grund menschlicher Niedertracht die zentralen, krankheitsauslösenden Faktoren“. Nicht ontologisch oder als irgendeine ominöse Grundtatsache erscheint Angst in den Beiträgen, sondern immer in bestimmten, sozialen und politischen Zusammenhängen als je konkrete Fallgeschichte. Alle ‚Fälle‘ beziehen sich, als auf ihr Gemeinsames, dessen Übermacht auch den begrifflichen Rahmen aufzwingt und einheitsstiftend wirkt, auf die Geschichte des Faschismus. Selbst bei Jores, der zwei wertvolle Berichte beisteuert, ist nicht mehr die Rede von angstgestählter Eigentlichkeit und gehorsamer Eingliederung in eine Ganzheit. Der Befund ist verheerend: die Auswirkungen von Verfolgungsangst sind „Persönlichkeitsbruch“, chronisch reaktiver Depressionszustand, Asthma Bronchiale, Lähmung, Isolation, sexuelle Impotenz, Sprachverlust, Tod. — March zeigt, wie gerade „Sachlichkeit“ und distanzierte „Wertfreiheit“ in der Begutachtung solcher Fälle zu diagnostischen Irrtümern führen und regelmäßig gegen die jeweiligen Opfer ausschlagen muß. Sich um „absolute Objektivität“ bemühend, weigert der

10 Vgl. dagegen die bedeutsame Schrift von Franz L. Neumann über „Angst und Politik“ (Tübingen 1954), besprochen in ARGUMENT Nr. 28, S. 58 f.

11 March, Hans (Hrsg.): Verfolgung und Angst in ihren leib-seelischen Auswirkungen. Dokumente. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1960 (273 S., Ln., 19,50 DM).

Arzt sich, als Subjekt sich anrühren zu lassen. „Damit hört er aber auf, selbst Mensch zu sein.“ Diese Haltung beherrscht weit- hin die deutsche Schulpsychiatrie „aus ihrer wesentlich naturwis- senschaftlich-somatologischen Tradition heraus“, der die Psycho- analyse nicht weniger als die Soziologie suspekt geblieben ist. Auf diese Tradition stützt sich auch der ärztliche Dienst des Ent- schädigungsamtes, wenn es um die Entschädigung nicht unmit- telbar körperlicher Schäden von Verfolgten des Naziregimes geht: „Psychogene Beschwerden“ haben dieser Auffassung zu- folge „nicht den Charakter einer Krankheit im Sinne eines or- ganischen Leidens. Sie stellen vielmehr eine abnorme Reaktion bei einer besonders gearteten Persönlichkeit dar“ (165). — Kri- tische Vernunft, die den historischen Kampf gegen Angst und Leid und für konkrete Freiheit führen will, muß es auf sich nehmen, nicht anders als die Opfer diffamiert zu werden. Unter den gege- benen Verhältnissen erscheint sie, nicht zuletzt in den Wissen- schaften, weit entfernt, die Norm darzustellen, als „abnorme Reaktion besonders gearteter Persönlichkeiten“.

Reimut Relche

## Die Aufnahme der Kinsey-Berichte

Die Bedeutung der Kinsey-Berichte über das sexuelle Verhalten des Mannes und der Frau ist doppelschichtig; sie ergibt sich aus den Ergebnissen selbst und aus ihrer Bekämpfung. Ihre welt- weite Verbreitung und Diskussion war von den Forschern so wenig vorausgesehen wie von ihrem Verlag. Der Bericht über den Mann wurde zuerst in 5000 Exemplaren aufgelegt, nach wenigen Monaten war eine Viertelmillion verkauft; der 14. September 1953, der Tag, an dem der zweite Band, über die Frau, ausgelie- fert wurde, ist von der amerikanischen Presse lange vorher als Kinsey-Tag oder schlicht K-Day<sup>1</sup> erwartet worden. Nur so renommierte Zeitungen wie die New York Times durften es sich noch gestatten, ihren Unmut über die sensationelle Verbreitung dadurch zu demonstrieren, daß sie über das Buch erst im Teil der „Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt“, und dort in Form einer AP-Meldung berichteten<sup>2</sup>. Die Berichte hatten in- zwischen, für den lesenden Teil der amerikanischen Bevölke- rung, ihre Qualität „Buch“ oder „wissenschaftliche Untersuchung“ anscheinend gegen die einer nationalen Frage mit dem Inhalt „für oder gegen Kinsey“ eingetauscht. Nach den amerikanischen Untersuchungen über die „Kinsey-reception“ und den Berichten

1 S. den Artikel „K-Day“ in der Wochenzeitschrift „Time“, 62. Jhg. Nr. 9 v. 31. 8. 1953, S. 50.

2 Ebenda.

von Eheberatern, Journalisten und Buchhändlern zu schließen, teilt sich die Reaktion der amerikanischen Bevölkerung deutlich in affektive Abwehr und engagierte Aufnahme der Ergebnisse; die typische Abwehrformel lautet etwa, einer Umfrage des Gallup-Instituts zufolge, „we hear too much about sex these days“<sup>3</sup>, — der Prozeß der Kinsey-Lektüre selbst aber schließt für gewöhnlich mit einer ‚Katharsis‘ ab, den eine amerikanische Eheberaterin den Kinsey-Effekt nannte und der von ihren Ratsuchenden allgemein als „so I'm not abnormal“ artikuliert wurde<sup>4</sup>. Die Reaktionen der Kulturindustrie und des Wissenschaftsbetriebs in den Vereinigten Staaten und Europa, die weit mehr für die landläufigen Urteile über die Kinsey-Berichte verantwortlich zu machen sind als diese selbst, scheinen sich zunächst nicht um die Pole ‚affektive Abwehr‘ und ‚engagiert-kritische Rezeption‘ gruppieren zu wollen. Die Summe der gegen die Kinsey-Berichte vorgebrachten statistischen, empirisch-soziologischen, medizinischen, philosophischen, religiösen und moralethischen Kritiken stellte sie als ein sensationslüsternes, pseudowissenschaftliches und zudem ‚vom wissenschaftlichen Standpunkt aus‘ überflüssiges Machwerk dar, das von den jeweiligen Fachgebieten her gesehen inkompetent sei und dessen oberste, aber unausgesprochene Absicht es sei, Sitte und Anstand des Westens zu untergraben; durch einen geschickten, untergründigen Appell an die sowohl wissenschaftsgierigen wie niederen Instinkte der Massen sei ihm das auch gelungen. Von den etwas naiv Fortschrittsgläubigen, vor allem unter den ‚Praktikern‘ der Erziehung, ist Kinsey als „Columbus der Sexualität“<sup>5</sup>, das Erscheinungsjahr seines Werkes über die Frau als „Jahr der zweiten Emanzipation der Frau“<sup>6</sup> gefeiert worden. In der Tat hat Kinsey mit einem an Breite, Exaktheit und Nüchternheit unerreichten Maß über das Vorkommen, die Häufigkeit und die jeweiligen prozentualen Anteile der „sexuellen Verhaltensweisen“ berichtet.

Die Daten, deren Ergebnisse Kinsey in den beiden Bänden<sup>7</sup> präsentiert, stammen aus einem unsystematischen, repräsentativen Quota-Sample, d. h. einer ‚planlosen‘ Sammlung von Interviews, die tendenziell so lange dauerte, bis die Auswahl nach Größe und Gliederung gut genug war, um nach den Gesetzen der statistischen Wahrscheinlichkeit über die gesamte Bevölkerung der Vereinigten Staaten aussagen zu können. Die Daten selbst stammen aus Interviews, die durchschnittlich ein bis zwei Stunden dauerten. Der größte Teil der Daten in den Reports stammt von den Antworten weißer Männer und Frauen (die Reports beanspru-

- 3 Public Opinion News Service (Informationsdienst des Gallup-Instituts) vom 21. 2. 1948 und vom 19. 8. 1953. Abgedruckt in Himelhoch, J. und S. Fleis: „Sexual Behavior in American Society“, New York 1955. — In dem Buch von Himelhoch und Fleis sind etwa 30 Artikel aus Fachzeitschriften, die sich mit Kinsey beschäftigen, zusammengefaßt.
- 4 S. den Artikel ‚How Dr. Kinsey's Report on Women May Help Your Marriage‘ aus der Illustrierten „Collier's“ v. 18. 9. 1953, S. 112—114.
- 5 Ernst, M. L. und D. Loth: „American Sexual Behavior and the Kinsey Report“, Bantam Books Nr. 457, New York 1948, S. 1.
- 6 „Collier's“ v. 4. 9. 1953, „Kinsey: On the Differences between Men and Women“, S. 19—21.
- 7 Kinsey, Pomeroy, Martin: „Das sexuelle Verhalten des Mannes“, S. Fischer Verlag, Frankfurt 1964, 14,80 DM. („The Sexual Behavior in the Human Male“, Philadelphia 1948.) Hier zitiert als „M“. Kinsey, Pomeroy, Martin, Gebhardt: „Das sexuelle Verhalten der Frau“, Frankfurt 1954. („The Sexual Behavior in the Human Female“, Philadelphia 1953.) S. die Besprechung in DAS ARGUMENT, Nr. 28. Hier zitiert als „F“.

chen nur für die weiße Bevölkerung Geltung) auf Fragen nach dem Vorkommen (incidence) und der Häufigkeit (frequency) des Orgasmus bei nächtlichen Pollutionen, Masturbation, heterosexuellem Petting, heterosexuellem Geschlechtsverkehr (unterschieden nach vorehelichem, ehelichem, außer- und nahehelichem), bei homosexuellen Kontakten und Kontakten mit Tieren. Diese sechs „sexuellen Verhaltensweisen“ machen für Kinsey die „Gesamt-Triebbefriedigung“ aus. „Incidence“ meint, ob oder ob nicht durch eine dieser sechs Quellen sexueller Erregung (outlets) jemals ein Orgasmus erzielt wurde. „Frequency“ fragt nach der durchschnittlichen Orgasmushäufigkeit pro Woche, und zwar jeweils für Fünfjahresperioden bis zum Alter des Befragten zur Zeit des Interviews. Außerdem wurde nach dem Alter, dem Bildungsgrad (gemessen nach Schuljahren), dem Familienstand, Wohnort, der religiösen Zugehörigkeit und der religiösen Aktivität gefragt. Nach den technischen Aufbereitungen ließen sich für etwa 160 Untergruppen Aussagen treffen. Dabei war das Ziel des Kinsey'schen Instituts für Sexualforschung, „Tatsachenmaterial über die Sexualität zu sammeln, wobei eine soziale oder moralische Auswertung der Tatsachen strikt vermieden wird. Jeder, der diesen Bericht liest, wird entsprechend seiner Auffassung von moralischen Werten und gesellschaftlicher Bedeutung selbst Auswertungen vornehmen wollen — aber das ist nicht die Angelegenheit wissenschaftlicher Methodik, und gerade Wissenschaftler haben wenig Talent für solche Bewertungen“<sup>8</sup>. „Unser Buch stellt in erster Linie einen Bericht über das dar, was Menschen tun, und wirft nicht die Frage auf, was sie tun sollten oder welche Art von Menschen bestimmte Dinge tun... Die Erhebung umfaßt alle Arten von Menschen und alle Seiten des menschlichen Sexualverhaltens“<sup>9</sup>, und zwar „ohne Rücksicht auf moralische Wertfragen und gesellschaftliche Sitten“<sup>10</sup>. — In der Freiheit von dem, was er unter „moralischen Wertfragen“ versteht, sieht Kinsey die Stärke seiner Methode. Moral, samt allen Rechtsnormen, Philosophie, Religion und Gesellschaftstheorie stellen sich ihm als die „Rationalisierungen“ dar, die den Menschen bislang in ein von wem auch immer gewolltes Verhaltensschema von Gut und Böse, Erlaubtem und Verbotenem gepreßt hätten, das sich immer auf Kosten des individuellen Glücks und der sexuellen Befriedigung durchgesetzt habe.

Die Stereotypie, mit der gegen die Kinsey'schen Untersuchungen immer wieder dieselben „Bedenken“ geäußert worden sind, hat inzwischen eine Quantität erreicht, die die Grenze zum Pathologischen überschritten hat. Viele Artikel aus Illustrierten, Frauenzeitschriften, populärwissenschaftlichen Magazinen und die „Kinsey auf hundert Seiten“-pocket-books sind davon zunächst aufgenommen: sie liefern unschätzbare Informationen für den Teil der Bevölkerung, der die Bücher im Original nicht liest. Eine typische Titel-Story aus dieser Kategorie findet sich etwa in der Illustrierten „Collier's“: „How Dr. Kinsey's Report on Women May Help Your Marriage“<sup>11</sup>; das 25-cent-Taschenbuch „American

8 M, S. 5.

9 M, S. 8.

10 M, S. 3.

11 AaO.

Sexual Behavior and the Kinsey Report“<sup>12</sup> faßt zum Beispiel sämtliche Ergebnisse und Diskussionen Kinseys ohne Statistiken und Prozentangaben auf 170 Seiten zusammen. Hunderte von Artikeln beschäftigen sich dagegen weniger mit Kinsey als mit „The Kinsey Frenzy“<sup>13</sup>, mit „Nonsense about Women“<sup>14</sup>, „Hullabaloo on K-Day“<sup>15</sup>, „The Sexual Crisis of our Time: The Meaning of the Kinsey Report“<sup>16</sup>, „How to Build a Best Seller“<sup>17</sup>, „More Love, less Loving“<sup>18</sup>, „Man who made a Mountain out of Sex“<sup>19</sup>, „Sex, Sex, Sex and the World Crisis“<sup>20</sup>, „Das Menschenbild eines Zoologen“<sup>21</sup>. Alle ihre Bedenken, Kritiken und Beschimpfungen haben zum Zentrum den Vorwurf, Kinsey erhebe die Faktizität zur Norm, d. h., er legitimiere jede Form des sexuellen Verhaltens samt allen Perversionen allein auf Grund der Häufigkeit ihres Vorkommens, er habe kein Kriterium zur Unterscheidung zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll; wenn die Untersuchungen nur wissenschaftsintern geblieben wären, wäre das nicht so schlimm gewesen; durch ihr Eindringen in die Öffentlichkeit aber müßten sie unbedingt verheerende Folgen für diese haben.

Um diesen Komplex zentriert sich auch die eine Richtung der von der ‚Wissenschaft‘ geführten Kritiken; die andere beschäftigte sich mit den statistischen und empirisch-soziologischen Problemen der Untersuchungen. Beide zusammen erreichten ‚für ihr Gebiet‘ kein geringeres Ausmaß an Stereotypie und Borniertheit, als die ‚Vulgärkritik‘ für das ihre. Nur daß diese vereinigt, was in der Wissenschaft noch getrennt angemeldet wurde. Hier trat die Kritik arbeitsteilig alternativ auf. Wer Kinseys Forschungsmethoden vernichtend kritisiert, pflegt zu versichern, er stimme dem aufklärerischen Elan und der eminenten Dringlichkeit des Forschungsziels völlig zu; wer ihm vorwirft, er öffne durch seine Normierung alles faktisch Vorkommenden der Unmoral und allen Perversionen Tür und Tor, wird umgekehrt nicht müde, Wert auf die Versicherung zu legen, daß alles exakt stimme, was Kinsey empirisch ermittelt habe. Erst die Vulgärkritik bringt die disparaten Momente zusammen; sie kann sagen: „kein Mensch macht doch so ein Seelen-Striptease“ und zugleich von „weapons for temptation“<sup>22</sup> und „the seeds of a movement which will destroy all our concepts of moral conduct“<sup>23</sup> reden.

Das Ziel dieses Aufsatzes ist nicht die Aufarbeitung sämtlicher und die Widerlegung möglichst vieler gegen Kinsey vorgebrachter Kritiken. Vielmehr gilt es, am Beispiel dieser eben wirklich „epochemachenden“ Untersuchungen zu zeigen, wo sexuelle Aufklärung von gesamtgesellschaftlicher Tragweite auf den Widerstand der gesellschaftlichen Herrschaft trifft, mit welchen ideolo-

12 AaO.

13 New Physical Culture, Oktober 1948.

14 The Humanist, März/April 1954.

15 New Republic, 8. November 1953.

16 Christianity and Society, Herbst 1948.

17 Saturday Review of Literature, 5. September 1953.

18 Ebenda, 10. Juni 1950.

19 The American Magazine, New York, Oktober 1953.

20 The Nation, New York, 19. September 1953.

21 Anima, Olten, 1954, S. 155–164.

22 So der National Commander of the Salvation Army, zitiert nach „Must we Change our Sex Standards“, Reader's Digest, amerik. Ausgabe, Juni 1948.

23 So der General Director of the Health League of Canada, ebenda.

gischen Mitteln der Kampf gegen diese Aufklärung geführt wird, welches die Gefahren und immanenten Schwächen einer nur pragmatisch orientierten Aufklärung ohne Gesellschaftstheorie in diesem Kampf sind, — welches die ‚öffentliche‘ Dimension von Sexualität und Herrschaft ist.

### Die Pathologie der statistischen und der antistatistischen Kritik

Die allgemein gegen Statistik und empirische Sozialforschung vorgebrachten Kritiken und Abwehrreaktionen finden auf Untersuchungen der Intimsphäre, besonders der sexuellen, stets konzentrierte Anwendung. Im Falle der Kinsey'schen Untersuchungen haben die Statistiker und Empiriker an der Vorurteilsproduktion gegen ihr Handwerk selbst mitgearbeitet. Typische Titel der antistatistischen Vulgärkritik hießen: „Love is not a Statistic“<sup>24</sup> oder „Can You Measure Love“<sup>25</sup>, die typische Rede war: „... die seltsamen Statistiken, die Mister Alfred Charles Kinsey aus Indiana vor einigen Jahren vorgelegt hat. Er hat bekanntlich 5300 Männer und 5940 Frauen Amerikas durch einen Stab von Mitarbeitern nach ihren intimsten Sexualgewohnheiten ausschnüffeln lassen“<sup>26</sup>. Häufig werden die statistischen Ergebnisse der Untersuchungen falsch referiert und dann das so Referierte perhorresziert. Derartige Fälschungen sind etwa die ‚Subjektivierungen‘ der von Kinsey ermittelten Häufigkeiten innerhalb der spezifischen sexuellen Befriedigungen. So kann man in einem Kinsey-Referat lesen: „92 % der Männer schließlich sind Onanisten. Das sind die Dinge, die der Durchschnittsmann dieser Lektüre entnehmen wird“<sup>27</sup>. Bei Kinsey selbst hieß es anders, nämlich: „Zwischen 92 und 97 Prozent aller Männer haben irgendwann einmal die Erfahrung der Onanie gemacht“<sup>28</sup>. Die Identifizierung der Person mit dem, was sie tut, oder „irgendwann einmal“ tat, funktioniert als abschreckende Warnung für den „Durchschnittsmann“; ‚früher einmal onaniert haben‘ ginge auch in unserer Gesellschaft noch an, nicht aber, ein „Onanist“ zu sein. Ungeheure Mühe ist auf den Nachweis verwendet worden, daß Kinseys Ergebnisse allesamt nicht stimmen können. Ganze Bücher wurden speziell zu diesem Zweck geschrieben. Es wird etwa argumentiert, die Frauen hätten, selbst wenn sie die

24 Reader's Digest, amerik. Ausg., April 1954, S. 8—9.

25 Time, 17. 5. 1954.

26 Thomas Regau, „Der genormte Eros“ in Die Welt, 10. 7. 1965. Durchgängig sind überhaupt die Prädikate ‚Mister‘ und ‚Zoologe‘ für Kinsey (der seiner wissenschaftlichen Herkunft nach Biologe ist). Allein der zuletzt zitierte Artikel nennt Kinsey nacheinander: Mister Alfred Charles Kinsey, der Zoologe Kinsey, Mister Kinsey, der Insektenspezialist Alfred Kinsey. ‚Zoologe‘ heißt übersetzt: Kinsey hätte besser daran getan, bei seinem Leisten zu bleiben, respektive, ‚was für Ameisen gilt, gilt noch lange nicht für Menschen‘. ‚Mister‘ klingt für deutsche Ohren schon mächtig nach Gauner. Unübertroffen in der manipulativen Titelwahl ist „Der Zoologe und die Damen“ aus Christ und Welt (v. 3. 9. 1953, S. 10). Er spielt zusätzlich darauf an, daß es auch mit den Untersuchungspersonen der Studie nicht soweit her sein könne.

27 Jacques Ellul, „Der Kinsey-Bericht und die moralische Situation unserer Zeit“, in Universitas, Stuttgart 5. Jhg. 1950, S. 1420.

28 M, S. 305.

Absicht gehabt hätten, nicht die Wahrheit sagen können. Denn die Haltung „in diesen Fragen“ wurzte im Unbewußten, und das Befragungssystem Kinseys habe darüber keine Macht<sup>29</sup>. In dieser Kritik ist natürlich ein berechtigtes Moment enthalten; aber Kinsey hat wirklich nur nach ‚Oberflächenerinnerungen‘ gefragt, die ab einem bestimmten Alter nicht mehr der psychischen Verdrängung anheimzufallen pflegen (z. B. Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs), wenn sie auch charakteristische Veränderungen im Erinnerungsvermögen erfahren können. Statt „Frauen“ heißt es in einer anderen Studie<sup>30</sup> mit derselben Argumentation „die Perversen“, womit der recht hohe Anteil derer gemeint ist, die immer, zeitweise oder irgendwann in ihrem Leben sich homosexuell betätigten, oral-genitalen Verkehr ausübten etc. Diese Variante behauptet, daß alle diese Leute „abartig“, also mindestens partiell nicht zurechnungsfähig sind, und zugleich, daß die manifest Perversen die einzigen Neurotiker der Gesellschaft sind und trotz etwaigen guten Willens ihre Wahrheit nicht sagen könnten.

Die statistische Kritik selbst ist anders vorgegangen. Allein auf den Band über den Mann sind in den ersten drei Jahren nach dessen Erscheinen in mindestens fünfzehn amerikanischen Fachzeitschriften ausführliche statistische und methodologische Kritiken erschienen. Üblich war folgender Aufbau: 1. Lob, daß Kinsey „keine Mühen gescheut“ habe; 2. detaillierter Nachweis von Schwächen der statistischen Aufbereitung, des Samples und der Interviewtechnik; 3. Zusammenfassung, Warnung vor zu großer Verbreitung der kritischen Ergebnisse unter unkritische Leser. Die Nachweise einzelner Schwächen stimmen für gewöhnlich; was an Problematischem zur Interviewtechnik etc. angemerkt wird, ist im allgemeinen auch wirklich problematisch. Bemerkenswert ist nur erstens wieder die Stereotypie, mit der die soziologischen und statistischen Institute und Fachzeitschriften es sich angelegen sein ließen, immer wieder die fast gleiche Kritik an Kinsey zu wiederholen<sup>31</sup> und zweitens, innerhalb der einzelnen Kritiken, mit welcher rühriger Vollständigkeit alles, was es in der empirischen Sozialforschung an Schwierigkeiten, unein- gestandenen Problemen, unkontrollierten Anwendungen gibt,

29 Bergler, E. und W. S. Kroger, „Kinsey's Myth of Female Sexuality — the Medical Facts“, New York 1954.

30 Dembicky, L. und W. Feyerabend, „Die Sexualität der Frau — eine Auseinandersetzung mit Dr. Kinsey“, Stuttgart 1954. S. 270 f.: „Selbst für den ungemein unwahrscheinlichen Fall, daß ein Pervertierter die Absicht hat, die Wahrheit über sich selbst zu sagen, kann er dies nicht; ist doch gerade das, was zu seiner Pervertierung führte und diese unterhält, zum allerüberwiegendsten Fall das Ergebnis eines Prozesses, welcher un**be**wußt verlaufen ist...“.

31 Allein mit dem speziellen Problem des ‚volunteer error‘ bei Kinsey (Verzerrung der Umfrage durch den Umstand, daß die Personen nicht zufällig ausgewählt wurden, sondern alle ‚Freiwillige‘ waren —) beschäftigten sich mindestens die folgenden Artikel: Cochran, W. G. u. a.: „Statistical Problems of the Kinsey Report“, Journal of the American Statistical Association, Wash., 48. Jhg. 1953, S. 673—716; Sakoda, Maslow, Sakoda: „Volunteererror in the Kinsey Study“, Journal of Abnormal and Social Psychology, Wash. 1952, S. 259—262.; Locke, H. J.: „Are Volunteer Interviewees Representative?“, Social Problems, April 1954; Hyman u. Sheatsley: „The Kinsey Report and Survey Methodology“, Intern. Journal of Opinion and Attitude Research, Sommer 1948; Wallin, P.: „An Appraisal of some Methodological Aspects of the Kinsey Report“, American Sociological Review, 14. Jhg. 1949, S. 197—210; Wallis, W. A.: „Statistics of the Kinsey Report“, J. of the Americ. Stat. Assa., 44. Jhg. 1949, S. 463—484.

speziell an Kinsey demonstriert wurde. Dasjenige spezifische Problem der quantitativen empirischen Sozialforschung gibt es gar nicht mehr, von dem nicht irgendein Kritiker behauptet hätte, Kinsey habe es entweder übersehen oder nicht vollständig zu lösen vermocht. So stellen die Untersuchungen Kinseys, im Verein mit den Kritiken an ihnen, zwar ein prachtvolles Lehrstück über den ‚gegenwärtigen Stand der empirischen Sozialforschung‘ dar; gleichzeitig scheint es aber, als hätten die Statistiker und Empiriker speziell auf Kinsey gewartet, um an dessen tabuliertem Untersuchungsobjekt ihr sonst im Betrieb nicht zugelassenes Unbehagen über die Mängel ihrer eigenen Methode abzuführen und bei dieser günstigen Gelegenheit zugleich ihre Sexualfeindschaft einmal ganz wertfrei unterzubringen. Denn so fundiert die Detailkritiken im einzelnen sein mögen: die stereotype Aufsummierung von Vorbehalten an diesem Objekt hat etwas Pathologisches, es wird auf Kinsey konzentriert, was doch nur die allgemeinsten Mängel der empirischen Sozialforschung sind<sup>32</sup>. Die Frage, wo genau die ‚wertfreie‘ statistische Kritik umschlägt in ideologische Abwehr, läßt sich nicht aus der Begutachtung der einzelnen methodischen Kritikpunkte an Kinsey beantworten, sondern nur aus dem Gesamtbild dieser Kritik und aus den Schlußfolgerungen in den einzelnen Aufsätzen. Einer der ganz vorn rangierenden Sätze der Vulgärkritik: „was für Amerika gilt, gilt noch lange nicht für Deutschland“ ist leicht auf seinen ideologischen Unterschleif hin zu erkennen; — enthält aber auch die statistische Kritik: in Kinseys Befragungen seien die Nordoststaaten überrepräsentiert, und deshalb seien die Ergebnisse „nicht sicher anwendbar jenseits des nordöstlichen Teils der Vereinigten Staaten“<sup>33</sup> schon dieselbe Abwehr? Allein aus der noch so detaillierten Diskussion der methodischen, befragungstechnischen, ethnologischen und geographischen Probleme dieses einen Punktes fände man die Antwort nie. Darum sei hier anhand zweier typischer Formen das System einer methodologischen Kritik aus der *American Sociological Review* untersucht, die etwa vierzig Einzeleinwände gegen Kinsey liefert und ihn dann so gut wie verdammt<sup>34</sup>.

In der ersten Form überschlägt sich die statistische und sozialforscherische Kritik auf ihrem eigenem Boden. Wallin schreibt etwa: Kinsey hätte zwar versucht, die Überrepräsentiertheit der Nordoststaatenbevölkerung in seinem Sample durch die statistische Prozedur des Wiegens auszugleichen (beim „Wiegen“ werden die verschiedenen über- oder unterrepräsentierten Gruppen einer Auswahl in das entsprechende Verhältnis des Gruppenanteils an der realen Ge-

32 Eine Ausnahme ist die Studie von Cochran u. a. (aaO.), eine Art offizielles Gutachten der American Statistical Association, in dem es etwa heißt: „Wir meinen, daß unbelegte Versicherungen nicht in sich selbst einer wissenschaftlichen Untersuchung unangemessen sind. Die akkumulierten Einsichten eines erfahrenen Fachmannes verdienen es häufig, erwähnt zu werden, auch wenn sie nicht dokumentiert werden können“ (S. 674) und die mit den Worten schließt, „daß die gleichen Schwierigkeiten in vielen soziologischen Untersuchungen auftreten.“

33 Wallin, aaO., S. 209. — Von anderen Statistkern, z. B. Cochran, wird diese Verallgemeinerung viel positiver beurteilt.

34 Wallin, aaO. — Ich habe mich in der folgenden Analyse der ‚innerstatistischen Kritik auf diesen Autor beschränkt, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich trage von den verschiedenen Kritikern die wunden Punkte zusammen.

samtheit gesetzt, über die eine Aussage gemacht werden soll; als Grundlage für den ‚realen Anteil einer Gruppe an der Gesamtheit‘ dienen hauptsächlich Volkszählungen, Angaben aus statistischen Jahrbüchern, repräsentative Random-Samples und dergleichen). Nun habe aber Kinsey für seinen Wiegeprozeß den US-Census (die staatliche amerikanische Bevölkerungsstatistik) zugrundegelegt; man könne „sich aber kaum auf den ungewissen Sicherheitsgrad dieser nationalen Statistiken stützen“<sup>35</sup>. In Wirklichkeit ist deren Sicherheitsgrad der relativ höchste (seine Ungenauigkeit wird allgemein auf  $\pm 0,5\%$  geschätzt), und niemand kann sich auf einen sichereren stützen. Diese Kritik träfe so die Wiegeprozesse sämtlicher amerikanischer Statistiken; das würde aber selbst dieser Kritiker mit der gegen Kinsey vorgebrachten Schärfe kaum wahrhaben wollen. Ein anderes Beispiel dieser Form von Kritik liefern die Kinsey'schen Re-Takes (um den Wahrheitsgehalt von Interviewaussagen zu überprüfen, wird von einem Teil der Interviewten eine Wiederholung des Original-Interviews erbeten; Abweichungen in den Antworten der Wiederholung — des ‚re-takes‘ — gegenüber dem ersten Interview sollen auf Unwahrheit bzw. Unzuverlässigkeit der Aussagen deuten; Konsistenz der beiden Interviews auf Zuverlässigkeit). Nun rügt die Kritik an der Konsistenz (!) der Kinsey'schen Originale mit den re-takes, diese könne in Wirklichkeit eine Konsistenz von Falschaussagen sein<sup>36</sup>. Das ist natürlich so richtig, wie die tendenziell endlose Kette ähnlicher spezieller Einwände; sie wäre noch nicht einmal vollständig, wenn man alle Spezialprobleme aus den Standardwerken der empirischen Sozialforschung auf Kinseys Untersuchungen anwendete. Wie immer Kinsey vorgegangen wäre — in diesem Fall: ob er nun ‚konsistente‘ oder ‚inkonsistente‘ Antworten in den Wiederholungsbefragungen erhalten hätte —, er hätte wohl so oder so „die Grenzen der Wissenschaft überschritten“<sup>37</sup>. Es ist zu vermuten, daß es in Wirklichkeit sein tabuierter Forschungsgegenstand war, der diese Grenzen vor allem Anfang methodischer Schwierigkeiten schon überschritten hatte. Richtig deutlich wird dies erst an der Form von Einwänden, wo die Kritiker ihre postulierte ‚statistische Ebene‘ verlassen und statt der Verfahrensweise ungewollt deren inhaltliche Ergebnisse kritisieren. So sind z. B. bestimmte soziale Gruppen aus dem Sample, über das Kinsey verallgemeinernde Aussagen trifft, nach den Gesetzen der statistischen Wahrscheinlichkeit zu klein, als daß man, ohne eben diese Gesetze zu verletzen, über diese Gruppen im ‚US-Maßstab‘ aussagen könnte. Wallin weist hier aber Kinsey nicht etwa nach, daß die ‚21- bis 25jährige männliche Landbevölkerung der niedersten Bildungsgruppe‘ zu klein ist, als daß man noch mit einer Wahrscheinlichkeit von 100— $\infty\%$  zulässige Verallgemeinerungen über deren ‚sexuelles Verhalten‘ machen könnte (weil diese Gruppe in nicht ausreichender Größe in dem Sample vertreten ist und selbst das ‚Wiegen‘ diesen Mangel noch nicht völlig beseitigen konnte). Sondern er springt über auf den ‚Tatbestand‘, den Kinsey für diese und alle anderen Gruppen feststellte, und urteilt dann diesen pau-

35 Wallin, aaO., S. 199.

36 Wallin, aaO., S. 205.

37 Wallin, aaO., S. 209.

schal ab: „Die Statistiken . . . sind wertlos, weil sie von zu wenigen Fällen ausgehen. Das trifft insbesondere zu auf die Statistiken über den Verkehr mit Prostituierten, mit Tieren und für Homosexualität“<sup>38</sup>. — Hier ist ganz offen sichtbar, daß die statistische Kritik die Abwehr ins Bewußtsein vorstoßender, aber tabuierter sexueller Strebungen zu leisten hat, nämlich die Abwehr von Prostituiertenbesuch, Homosexualität und Sodomie<sup>39</sup>. Man braucht dem Empiriker nicht erst vorzurechnen, daß seine Kritik nicht ganz richtig sein könne, weil doch bei Kinsey an 50 Prozent der Befragten homosexuelle Erfahrung angaben, und auch nicht, daß schlecht repräsentierte Statistiken noch lange keine wertlosen Statistiken sind; — allein daß er sagte: ‚die Statistiken über Homosexualität‘ und nicht ‚die Statistiken über die und die soziale oder geographische Gruppe‘, überführt ihn dessen, was er so gern vermieden hätte: eines ‚inhaltlichen‘ Engagements, in diesem Fall der ideologischen Abwehr von sexueller Aufklärung.

Diesen Kritikern fällt es oft nicht schwerer als den Familienjournalen, kirchlichen Organisationen oder Kongreßmitgliedern<sup>40</sup>, ihre Angst, Kinsey könne zuviel gelesen werden, in dem Vorwurf, Kinsey sei sensationslüstern, in Verantwortungsbewußtsein für die Massen zu veredeln. Sie haben es dabei sogar einfacher als die gesellschaftlichen Interessengruppen, weil sie zusätzlich wissenschaftliches Interesse vorweisen können, das sich mit „Sensationen“<sup>41</sup> und „phänomenalen Verkaufserfolgen“<sup>42</sup> schlecht vertragen. Die Sensationen, die nun wirklich in den Veröffentlichungen über die sexuellen Verhaltensweisen selbst liegen, werden auf die Art der Veröffentlichung (hohe Auflage, die von Kinsey vorbereiteten Pressekonferenzen etc.)<sup>43</sup> geschoben.

## Strukturen der Ideologischen Abwehr

Die Kinsey-Berichte sind ein Kompendium der in den industrialisierten Gesellschaften möglichen und üblichen sexuellen Befriedigungen. Sie sind ein Spektrum der Realität. Damit wenden sie sich allgemein gegen die herrschende Ideologie, ganz gleich, wie sie in den einzelnen Ländern auftritt. Die klassische indu-

38 Wallin, aaO., S. 209.

39 Dieser ‚Fall‘ ist doppelt interessant und einleuchtend, weil der Autor, Angehöriger der höchsten Bildungsgruppe, die Daten über Onanie nicht zu den ‚wertlosen‘ Statistiken gezählt hat. Die Onanie gilt nach Kinsey in den unteren Bildungsgruppen (≈ Schichten) für so unanständig wie der Prostituiertenbesuch in den höheren. Mindestens besteht in der sozialen Hierarchie eine reziproke Tendenz zwischen dem Vorkommen beider. Dabei ist die höchste Bildungsgruppe (≈ Onanie) bei Kinsey zwar besser repräsentiert als die niederste (≈ Prostituiertenbesuch), aber die Onanie bei der niedersten Bildungsgruppe natürlich nicht besser als der Prostituiertenbesuch bei ihr. Wallin liefert hier ein Beispiel für das, was Kinsey selbst bitter eine „Kodifizierung der in den gebildeten Schichten herrschenden Sexualmoral“ (M, S. 358) genannt hatte.

40 Ein demokratisches Mitglied des Repräsentantenhauses forderte z. B., das Buch zu kassieren, bis sich der Kongress „des Wertes solcher Studien, wenn sie überhaupt einen haben“, versichert hätte. Siehe „Newsweek“ v. 7. 9. 1953, S. 10 („Sex vs. America“).

41 Wallis, W. A., aaO.

42 Wallin, aaO., S. 210.

43 S. „Newsweek“ aaO., und den sehr kritischen Artikel in „Time“, „K-Day“, aaO.

strielle Sexualmoral ist puritanischen Ursprungs; der Kapitalismus hat sie gefestigt und mit Sozialfunktionen versehen. Diese entsprachen der Situation des Mangels und des Kampfes; in der Situation der Industrialisierung waren sie notwendig zur Disziplinierung der Individuen. Die Verzicht, die sie zum Inhalt hatten, sind heute weitgehend überflüssig geworden. Seit ihr die Basis: die Beschränktheit der ökonomischen Verhältnisse fehlt, hat diese Moral ausschließlich hemmende Funktion. Sie bleibt heute weiter als die übrige Ideologie, z. B. die militärische, hinter der gesellschaftlichen Realität zurück. Ihre Aufgabe ist auch heute noch, die Beschränktheit der Verhältnisse umzudeuten in allgemeine Gesetzmäßigkeiten, sie als „menschlich“ und „natürlich“ zu verklären und sie von den Polen der „Ausartung“ abzugrenzen. Selbst das „bürgerliche Familienglück“, das zur Zeit der ‚Disziplinierung‘ noch eine utopische Funktion für die proletarische Familie hatte, weil diese noch nicht einmal diesen Schein der Menschlichkeit erreicht hatte, hat heute auch diesen Schein verloren. Die proletarische Familie hat inzwischen dasselbe Glück wie die bürgerliche erreicht, oder anders: das Unglück hat auch die bürgerliche Familie ereilt.

Die Verteidigung der traditionellen kapitalistischen Sexualmoral ist gegen Kinsey in Deutschland vor allem als „Norm/Faktizitäts“-Kritik geführt worden, und zwar, im Umkreis der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, von Giese, Lutz und Schelsky<sup>44</sup>. Besonders lehrreich ist die zähe aber unergiebigere Kontroverse Schelsky/Hochheimer gewesen<sup>45</sup>. Hochheimer nahm hier den Standpunkt Kinseys und des Pragmatismus ein; er war wohl der erste, der in Deutschland ordentlich über Kinseys Ergebnisse unterrichtete. Schelsky sah zwar „in der Exaktheit der allgemein- und sozialstatistischen Angaben über die Variabilität der Orgasmusforschung den eigentlichen wissenschaftlichen Gewinn der Kinsey-Untersuchungen“<sup>46</sup>. Die Frage sei aber, „wie sich spezialisierte wissenschaftliche Tatsachenfeststellungen in ihrer den Raum der wissenschaftlich Sachkundigen und Kritik-fähigen weit überschreitenden Publizität in Verhaltens- und Selbstdeutungsmotive einer breiten Menschenmenge umsetzen“<sup>47</sup>. Was er an Kinsey kritisiere, sei „die prinzipielle Absicht und Wirksamkeit einer Moral-„Neukonstituierung‘ vom Boden seiner Verhaltensforschung aus“<sup>48</sup>. Denn Kinsey fehle „die Einsicht, daß der Widerspruch zwischen den Sexualnormen einer Gesell-

44 Giese, Hans: „Psychopathologie der Sexualität“, Stuttgart 1962, dort bes. S. 385 ff. — Giese, H. und A. Willy: „Mensch, Geschlecht, Gesellschaft — das Geschlechtsleben unserer Zeit“, Frankfurt a. M. 1954, dort bes. S. 849—867. — Lutz, Hans: „Das Menschenbild der Kinsey-Reporte“, Heft 10 der Beiträge zur Sexualforschung, Stuttgart 1957. — Schelsky, Helmut: „Die Moral der Kinsey-Reporte“, in ‚Wort und Wahrheit — Monatsschrift für Religion und Kultur‘, Freiburg, 9. Jhg. 1954, S. 421—435. — Schelsky, Helmut: „Soziologie der Sexualität“, rde Nr. 2, Hamburg 1955. — Dort ist auf S. 51—59 „Die Moral der Kinsey-Reporte“ eingearbeitet.

45 Die Kontroverse in chronologischer Reihenfolge: Schelsky, H.: „Die Moral der Kinsey-Reporte“, aaO. — Hochheimer, Wolfgang: „Die Kinsey-Berichte“ in ‚Psyche‘, Stuttgart, Referatenheft Nov. 1954, S. 1—38. — Hochheimer: „Aufklärung und Gegenklärung in der Sexualanthropologie“ in ‚Psyche‘, Nr. 4, 1956/57, S. 763—784. — Schelsky: „Verdunkelung oder Aufklärung in der Soziologie der Sexualität“ in ‚Psyche‘, Nr. 8, 1956/57, S. 837—855. — Hochheimer: „Viel Lärm um die Normen der Sexualität“, ebenda, S. 856—867.

46 „Verdunkelung oder Gegenklärung . . .“, aaO., S. 839.

47 Ebenda, S. 840.

48 Ebenda, S. 841.

schaft und der natürlichen Variationsbreite des faktischen Sexualverhaltens strukturell notwendig und immer vorhanden ist und daher grundsätzlich hingenommen werden muß“<sup>49</sup>. Die Frage von Publizität und Aufklärung versus Geheimhaltung wissenschaftlicher Ergebnisse sei im Falle Kinsey genauso für „Geheimhaltung“ zu entscheiden wie in Sachen Atomforschung; er, Schelsky, müsse sich hier zum Bundesgenossen Oppenheimers (!) machen<sup>50</sup>. „Die Pseudoführung der Wissenschaft im intimen und personalen Bereich“ könne nur „die Unsicherheit und Diskontinuität des Verhaltens steigern“<sup>51</sup>. Sie sei „reformstüchtige Opposition“, „Traditionszerstörung“, bedeute die „Aufweichung moralischer Konturen“<sup>52</sup>. — Diesem Schema folgen eine ganze Reihe von Kritikern. An dem „Norm/Faktizitäts“-Vorwurf, auch in seiner referierten ideologischen Gestalt, ist zunächst soviel richtig, als Kinsey keine Kriterien zur Analyse der „Normen“, sondern nur ein Mittel zum Messen der „Faktizität“ hatte. Dieser Schwäche kann nicht mit dem Hinweis auf die ideologische Rechtfertigung der bestehenden gesellschaftlichen Norm durch Kinseys Gegner abgeholfen werden; gleichwohl ist das Syndrom dieser Rechtfertigung zentral für die Dimension von Sexualität und Herrschaft. Im Umkreis um die Norm/Faktizitäts-Diskussion trat es vor allem in folgenden Gestalten auf:

**Reduzierung der Sexualität auf ihre Zeugungsfunktion.** Diese Reduzierung ist durchgängig; ihr repressiver herrschaftstechnischer Charakter ist von der kritischen Theorie ausführlich nachgewiesen, ihr relatives historisches Recht diskutiert worden. Kinsey hat radikal zwischen Sexualität und Zeugungs- bzw. Gebärfunktion unterschieden. Im medizinischen Teil des Bandes über die Frau hat er besonderen Wert auf den Nachweis gelegt, daß anatomisch, physiologisch und funktionell kein Anlaß zur Ineinssetzung von Orgasmus- und Gebärfunktion besteht; dem entspricht beim Mann mindestens die physiologische Trennung von Orgasmus und Ejakulation. Gerade auf dieser Ineinssetzung beruht die sexuelle Disziplinierung in den traditionellen Herrschaftsformen. Bei Kinsey heißt es z. B.: „In der Anatomie oder in der Physiologie der sexuellen Reaktionen und des Orgasmus liegt nichts, was masturbatorische, heterosexuelle und homosexuelle Reaktionen voneinander unterscheidet.“ Dazu der Kritiker Dembicky: „Das ist eine Ungeheuerlichkeit... In der Forderung Kinseys, einfachhin diese vegetativen Erscheinungen der Geschlechtlichkeit als diese selbst aufzufassen und zu behandeln, und zwar unter strikter Außerachtlassung einer Zuordnung dieser Handlung zu einer Person, geschweige denn zu einem Ablauf und einem Wert, liegt unter anderem der eindeutige Versuch, die sexuellen Perversionen gesellschaftsfähig zu machen“<sup>53</sup>. Vielmehr sei „alles, was natürlich gegeben ist, einer Norm unterworfen; der Inhalt dieser Norm bestimmt sich nach dem Zweck und dem inneren Sinn des Ablaufes, so wie die Natur ihn erstrebt“<sup>54</sup>. Dembickys Zirkel ist dabei: gegen Natur im Namen von Normen im Namen von Natur. Würde er statt des

49 „Die Moral der Kinsey-Reporte, aaO., S. 426.

50 „Verdunkelung oder Gegenaufklärung...“, aaO., S. 844.

51 „Die Moral der Kinsey-Reporte“, aaO., S. 429.

52 „Soziologie der Sexualität“, aaO., S. 51 ff.

53 Dembicky u. Feyerabend, aaO., S. 284.

54 AaO., S. 289.

letzten ‚Natur‘ ‚Herrschaftssystem‘ gesagt haben oder ‚grundsätzlich hinzunehmender Widerspruch‘ (wie Schelsky), hätte er recht — wiewohl zynisch. Diese Naturalisierung gesellschaftlicher Normen gipfelt bei Dembicky, wie bei vielen anderen, in den „drei Normgerechtigkeiten dieser Welt“<sup>55</sup>: 1. Körperliche Norm („daß die Einrichtung der Genitalien zweckmäßig ist und daß dieser Zweck in der Zeugung erblickt werden muß, ist allgemein bekannt“); 2. seelische Norm („der Zweck, der dem seelischen Aspekt der Geschlechtlichkeit entspricht, ist die existentielle Kommunikation, die Strebung der Liebe“); 3. ethische Norm („es ist selbstverständlich, daß unter diesen Umständen die Ehe eine Sonderstellung einnehmen muß, da sie durch die Art der Einrichtung selbst die bestmögliche Gewähr in jeder Hinsicht bietet“). So schreibt auch Prof. Ellul aus Bordeaux: „Die Spermatozoen haben die Fortpflanzung des Lebens zum Ziel. Das ist biologisch die Funktion des Geschlechts“<sup>56</sup>. Sexualität gleich Geschlecht gleich Spermatozoen gleich Fortpflanzung: das ist die einleuchtende Reduktion des Komplizierten aufs Einfache. Das Irre an ihr ist, daß sie selbst das Prinzip anwendet, das sie Kinsey zum Vorwurf macht: aus der Faktizität die Norm zu ziehen. Eben wegen seines Insistierens auf der ‚Autonomie‘ des Orgasmus wurde Kinsey als „blinder Materialist“ und „Orgasmusstatistiker“ abgefertigt. Kinsey „läßt die Welt zur auslösenden Attrappe werden“, schreibt Hans Lutz. „Mit seiner Forderung nach einer Natürlichkeit dieser Art bringt Kinsey den unerfüllbaren Wunsch zum Ausdruck, der Mensch solle ein Tier sein und als solches nur auf Schemata reagieren“<sup>57</sup>. Die Unterscheidung vom Tier wird hier gerade unter Berufung auf Zusammenhänge gefordert, die die Menschen bislang mit den meisten Tieren gemein hatten: „Mit seiner Zeugungskraft ist der Mensch aber darauf angelegt, ein Mehr in der Welt zu entdecken und zu verwirklichen, d. h. über die Zwangsläufigkeit eines Verhaltensmechanismus hinauszukommen. Dieses Mehr bedeutet aber, daß er die sexuelle Anlage in ihrem Wesen als Zeugungskraft erkennt“<sup>58</sup>. ‚Zwangsläufig‘ ist bisher gerade das Zusammenleben von Sexualität und Fortpflanzung gewesen, nämlich weil es Zwänge schuf: unerwünschte Geburten oder Abtreibungen, unerwünschte Ehen, uneheliche Kinder, Sexualängste und Sexualhemmungen. Die Dualismus-Konstruktionen Erscheinung/Wesen, Sexualität/Geschlechtlichkeit, Orgasmus/Ekstase. Wo immer „Geschlechtlichkeit“ gegen Sexualität abgesetzt wird, soll diese unterdrückt werden. Dennoch haben die Vorwürfe der Art, das ganze Kinsey-Unternehmen enthalte „nicht eine Tatsache, die das Wesen menschlicher Geschlechtlichkeit betrifft“<sup>59</sup>, eine relative Berechtigung in dem Sinn, als Kinsey nicht eigentlich eine Sexualtheorie hat und nur einen Teil der Manifestationen der Sexualität mißt. Doch diese Polarisierungen mit dem gegen Kinsey gerichteten negativen Pol sind ebenso repressiv wie die Reduzierung der Sexualität auf ihre Zeugungsfunktion. Wie diese treten sie im Namen der „Geistperson“, dem „Personsein des Menschen“, der „Ganzheit“

55 AaO., S. 289—291.

56 Ellul, aaO., S. 1415.

57 Lutz, aaO., S. 88.

58 Ebenda.

59 Dembicky in Dembicky u. Feyerabend, aaO., S. 287.

und der „Geisthaftigkeit“<sup>60</sup> auf gegen die angebliche Kinsey'sche Reduzierung des Menschen aufs Tierische, bloß Funktionsauslösende, Materialistische. In dieser Gegenüberstellung ist verdrängt die Gesellschaftstheorie dieser Theoretiker enthalten; sie projizieren auf Kinsey, was das Resultat der arbeitsteilig produzierenden Warengesellschaft ist: Vernichtung der Ganzheit, Dissoziation von Geist und Körper, Schematisierung von Reizreaktionen. Die Reduktion alles Seienden auf seine Funktion im Arbeitsprozeß ist historisch das Resultat des Kapitalismus; Kinsey hat sich nur, freilich in einem die kapitalistische Realität sprengenden Maß, auch zum sexuellen Funktionieren bekannt. In dieser Übersetzung müssen alle Kritiken an der „Moral der Kinsey-Reporte“ gelesen werden. Reader's Digest kritisierte z. B. unter Berufung auf die „Ekstase“ die (methodisch bedingte) Kinsey'sche Wahl des Orgasmus zum einzigen Bezugspunkt der Untersuchung<sup>61</sup>. Das Gegensatzpaar Ekstase/Orgasmus folgt dabei methodisch und inhaltlich genau dem Tönnies'schen Gegensatz von Gemeinschaft/Gesellschaft und ähnlichen. Zu Orgasmus soll mechanische Stimulation, zwanghafte Produktivität und Triebhaftigkeit assoziiert werden; zu Ekstase Einheit, Verwandlung, echtes Glück. Trotzdem ist der Satz aus Reader's Digest „There can be no ecstasy unless the sex act is expressing love for the other person“ nicht bloß sexualfeindliche Ideologie, zumal nicht, solange herrschaftliche Unterschiede zwischen den Sexualpartnern die Regel sind und die Frau noch oft um ihren Orgasmus betrogen wird. Der Orgasmus aber ist die Grundbedingung für die „Ekstase“, was immer man darunter verstehen mag, außer der priesterlichen bei Gehlen und Schelsky.

Das Elite/Masse-Konzept. Auch diese dualistische Scheidung ist durchgängig. Sie gehört zum eisernen Bestand der „Menschenführung“. Die Forderung nach der Geheimhaltung der Kinsey-Ergebnisse wurde rationalisiert mit der Begründung, deren oft zweifelhafte statistische Repräsentanz und Validität, bzw. deren moralische Implikationen könnten zwar wissenschaftlich diskutiert werden, bei der unkritischen „breiten Menschenmenge“ könnten sie aber nur Unheil anrichten. Im „Christlichen Sonntag“ liest man: „Die Tatsachen... dienen den Leuten zur Bestätigung ihrer eigenen Banalität. ... Das Jahrhundert der Meinungsforschung ist im Grunde das Jahrhundert der Statistik, die zum Dogma wurde“<sup>62</sup>. Ellul meint: „Das Gesetz verbietet den Ehebruch, die Homosexualität usw. ... also, denkt sich der Durchschnittsmann, diese Vorkommnisse sind Ausnahmen. Er gehorcht dem Gesetz, weil er der Überzeugung ist, daß alle ihm gehorchen. Und wenn er dagegen verstößt, fühlt er sich schuldig“. Wohlgermerkt, der „Durchschnittsmann“, der zu 92 Prozent „Onanist“, zu 50 Prozent „Homosexueller“ und zu 35 Prozent „Ehebrecher“ ist, und weiter: „Infolge der Verbreitung dieses Berichts muß man also einen plötzlichen Zusammenbruch der sexuellen Sitten in den USA erwarten“<sup>63</sup>. „Das große Publikum wird alles glauben, was es hier lesen wird, weil es in wissenschaftlichem

60 Alle Zitate bei Lutz und Gliese, aaO.

61 In „Love is not a Statistic“, aaO.

62 „Der christliche Sonntag — katholisches Wochenblatt“, Freiburg, 5. 2. 1958, dort: „Die Grenzen der Meinungsforschung“, S. 46.

63 Ellul, aaO., S. 1410 f.

Gewande dargeboten wird, aber auch, weil es eine objektive Rechtfertigung seiner Wünsche ist, seiner Instinkte und seiner Neigungen“<sup>64</sup>. Den Zynismus dieser Argumentation, der sich grundsätzlich gegen Massenaufklärung richtet, bringt der „Christliche Sonntag“ an den Tag: Die Meinungsforschung habe „als Marktanalyse durchaus ihren Sinn . . . solange sie in den niederen Bereichen des Güterverkehrs und der wirklichen Meinungen des Tages bleibt“. Das heißt übersetzt: Die Meinungsforschung hat einen Sinn, solange sie der Herrschaft des Kapitalismus dient. „Christ und Welt“ macht ihren positiven evangelischen Reim darauf: „Der Mensch wird unbelehrbar — und Gott sei Dank unbelehrbar — darauf bestehen, daß in seinem Fall die Götter die Hand im Spiel haben und keinesfalls nur die Spermatozoen! Wir meinen, es ist das Beste, wenn wir ihn bei seiner Meinung lassen“<sup>65</sup>.

Ein „Längst bekannt in der Fachwelt“-Theorem ergänzt vortrefflich die Argumentation im Umkreis der Elite/Masse-Scheidung. Die „Elite“ muß bei der Veröffentlichung unwälzender Ereignisse wenigstens darauf bestehen, daß jetzt nur ihr Geheimwissen preisgegeben worden sei. Typisch ist der Titel „There is nothing new in sex, Dr. Kinsey“ aus „Everybody's Digest“ (man beachte das „everybody“)<sup>66</sup>. Offenbar waren die Ergebnisse so sehr neu, daß die Spezialisten mit der Versicherung, ihnen sei alles längst bekannt gewesen, nicht nur die Ehre der Zunft retten, sondern auch die reale Bewältigung dessen vertagen wollten, was eben „längst bekannt“ war. Selbst Hermann Knaus, Mitbegründer der Knaus/Ogino-Methode zur Feststellung des Fruchtbarkeitszyklus bei der Frau, hat in diesen Chor eingestimmt<sup>67</sup>. Für Schelsky kamen die Ergebnisse „nicht überraschend“; der Mediziner H. G. Birch behauptete: „they do not come as a surprise to any serious (!) student of human behavior“<sup>68</sup>. Dembicky schließlich hätte alle Fakten Kinseys auch in einem „guten Atlas der Anatomie“<sup>69</sup> nachschlagen können. Ähnlich arbeitet ein „meist gekauft / wenigst gelesenes Buch“-Theorem. Wie das letzte Theorem an die Überlegenheit der Elite appellierte, so rechnet dieses mit der fruchtlosen, bloß manipulierbaren Sexualneugier der Masse. Zentral ist ein Titel aus „United Nations World“: „Why the Americans buy the Kinsey Report (which few can understand)“<sup>70</sup>.

Wie wenig die Leute nun wirklich von Kinsey verstehen, und wie schnell die Sitten in Europa und den Vereinigten Staaten zusammenbrachen, als die Leute die statistische Rechtfertigung für ihr Verhalten erhalten hatten, darüber geben empirische Untersuchungen über die Aufnahme der Kinsey-Reporte bessere Auskunft als ihre ideologische Abwehr durch den Norm/Faktizitäts-Komplex. Der nächste Abschnitt soll zugleich klären, in welcher Weise neben den Untersuchungen Kinseys die Publikationen über sie auf die Individuen wirkten, — wiederum, wie Sexualität und Herrschaft öffentlich zusammenkommen.

64 Ellul, aaO., S. 1419.

65 „Christ und Welt“ vom 3. 9. 1953, S. 10. Dort: „Der Zoologe und die Damen“.

66 Everybody's Digest vom Februar 1954.

67 Nach Dembicky u. Feyerabend, aaO., S. 106.

68 Nach Ernst u. Loth, aaO., S. 16.

69 Dembicky u. Feyerabend, aaO., S. 278.

70 „United Nations World“ vom Juli 1948.

Der marxistischen Theorie ist es zum ersten Mal zum Problem geworden, daß die Veränderungen des Überbaus bzw. des Bewußtseins sich für gewöhnlich langsamer vollziehen als die des gesellschaftlichen Seins. Aus der Ungleichzeitigkeit der ‚subjektiven‘ und der ‚objektiven‘ Entwicklung resultieren individuelle und gesellschaftliche Konflikte. Grob gesprochen erbrachte z. B. die Sozialanalyse des Faschismus, daß der Teil der Bevölkerung, der am weitesten und bereits am längsten in den ökonomischen Prozeß integriert war, das Proletariat, gleichzeitig die Schicht war, die die Tendenz der Gesellschaft am besten durchschaute und über deren objektive Entwicklung insofern schon wieder hinaus war, als sie ihrer Antiquiertheit ein neues Prinzip entgegengesetzte. Objektiv artikuliert sich diese Spannung als bewußter revolutionärer Impuls. Umgekehrt war die Schicht, die erst in die expandierende kapitalistische Wirtschaft integriert werden mußte — und sich noch mit aller Macht dagegen wehrte: das besitzlos gewordene Kleinbürgertum — auch die Schicht, die ihre Ungleichzeitigkeit: ihr subjektives Zurückbleiben hinter der ökonomischen Entwicklung nicht ins Bewußtsein zu heben vermochte und deren Konflikte in den Charakterformen des Faschismus zum Tragen kamen. In der Spannung von Sexualaufklärung bzw. sexuellen Tabus und sexuellem Verhalten hat diese Ungleichzeitigkeit eine Entsprechung. Zunächst sind heute die sexuellen Normen, der sexuelle Überbau, weit hinter der sexuellen Praxis der meisten Mitglieder der Gesellschaft zurück. Gleichwohl erstreckt sich die Übermächtigkeit der gesellschaftlichen Institutionen noch längst nicht bloß auf die sexualstrafrechtlichen Verbote, sondern auch auf die meisten klassischen sexuellen Tabus. Die Übertretung der sexuellen Schranken, bei ihrer gleichzeitigen Anerkennung, wird schlechtes Gewissen mit all seinen Folgen, Instabilität der Persönlichkeit und Sexualangst erzeugen; Realängste vor Bestrafung durch Gerichte spielen eine weit geringere Rolle. Es ist aber auch die umgekehrte Tendenz zu beobachten: ein ‚Nachhinken‘ der sexuellen Praxis hinter der sexuellen Aufklärung, hinter dem ‚Sexualbewußtsein‘. Die amerikanischen empirischen Studien über die „reception“ der Kinsey-Berichte nennen für die Individuen, die Kinsey gelesen haben, übereinstimmend eine starke Veränderung der Einstellung gegenüber den sexuellen Variationen in Richtung auf größere Toleranz, aber nur eine viel geringfügigere Änderung des eigenen Verhaltens in Richtung auf größere Freizügigkeit<sup>71</sup>. Diese Dif-

71 Die mir zugänglichen empirischen Studien über die Aufnahme der Kinsey-Berichte: Kirkpatrick, Stryker und Buell: „An Experimental Study of Attitudes Towards Male Sex Behavior with Reference to Kinsey Findings“, *American Sociological Review*, Nr. 17, Okt. 1952, S. 580—587; abgedruckt in Himelhoch, aaO. — Crespi and Stanley: „Youth Looks at the Kinsey Report“, *Public Opinion Quarterly*, 1948, S. 687—696. — Chall, Leo P.: „The Reception of the Kinsey Report in the Periodicals of the United States: 1947—1949“, Himelhoch, aaO., S. 364—378. — Gallup, Georges: Zwei repräsentative Umfragen über die Aufnahme der Kinsey-Berichte; aaO. — Bernard, Jessie: „A Note on Sociological Research as a Factor in Social Change: The Reception of the Kinsey Reports“, *Social Forces*, Nr. 28, Dez. 1949, S. 187—190; abgedr. in Himelhoch, aaO. — Gledt, F. H.: „Changes in Sexual Behavior and Attitudes Following Class Study of the Kinsey Report“, *Journal of Social Psychology*, Nr. 33, 1951, S. 131—141; abgedruckt in Himelhoch, aaO.

ferenz zwischen Verhalten und Einstellung schafft aber nicht solche Konflikte, wie die im Unbewußten bleibende Spannung von sexuellen Strebungen und zugelassenen sexuellen Äußerungen. Sie scheint eher zu persönlicher Stabilität, zu einer ‚positiven‘, nämlich flexiblen Anpassung und Realitätstüchtigkeit zu führen. Damit es zu diesem ‚Sexualbewußtsein‘ kommt, bedarf es allerdings zuerst einer gründlichen sexuellen Aufklärung. Der kathartische „So I'm not abnormal“-Effekt bei den Kinsey-Lesern wurde bereits erwähnt. Die Eheberaterin, die ihn so überraschend fand, pflegte ihren Kunden in der ersten Beratungsstunde einen Band Kinsey mitzugeben und mit ihnen in der nächsten darüber zu diskutieren. Ein anderer Eheberater schreibt: „Das Erscheinen der Kinsey-Reporte hat schon viel mehr Leute darauf gebracht, die Beratung mit ihren Problemen aufzusuchen. Viele Leute sprechen offener, mit weniger Furcht und Angst und mit weniger Schuldgefühlen und Scham über ihre sexuellen Erfahrungen. Sie fühlen sich freier, zur Beratung zu kommen und empfinden es weniger als ein Verbot, über spezielle Fragen des sexuellen Verhaltens zu sprechen“<sup>72</sup>. In einer Zufallsauswahl von College-Studenten, die den ersten Kinsey-Report gelesen hatten, lautete eine Frage: „Was für Erfolge, wenn irgendwelche, glauben Sie hat der Kinsey-Report auf die sexuellen Einstellungen (attitudes) und Praktiken (practices) der College-Studenten im allgemeinen gehabt?“ 33 Prozent nannten innere Befreiung (mental liberation), 27 Prozent Erziehungsanreize (education stimulation), 14 Prozent größere Toleranz, aber nur 17 Prozent nannten „größere sexuelle Aktivität“. Im ganzen antworteten 70 Prozent auf die Frage nach den „Erfolgen“ mit „gut“ bzw. „wünschenswert“<sup>73</sup>. Als Gallup im Februar 1948, weniger als zwei Monate nach Erscheinen des ersten Bandes, in einer ‚cross-section from coast to coast‘ nach der Bekanntschaft mit Kinseys Buch fragte, hatten 20 Prozent der Bevölkerung davon gehört. Als Gallup auch die übrigen Interviewten informierte, daß „Dr. A. C. Kinsey innerhalb von neun Jahren eine Studie über das sexuelle Verhalten des Mannes in diesem Lande vorgelegt“ habe, meinten im ganzen 57 Prozent der amerikanischen Bevölkerung, das sei eine „gute Sache“<sup>74</sup>. Als er 1953, bevor der Band über die Frau erschienen war, eine analoge Umfrage durchführte, hatten 42 Prozent der Bevölkerung von Kinsey mindestens gehört, aber nach der durch die Interviewer übermittelten Information über Kinsey meinten nur mehr 50 Prozent, seine Untersuchung sei „a good thing“<sup>75</sup>. Was war inzwischen vorgegangen? Zunächst handelte der zweite Band einfach „über die Frau“ und der erste „über den Mann“. Es wäre nicht verwunderlich, wenn selbst in Amerika die traditionelle Herrschaft des Mannes noch nicht weit genug abgebaut wäre, als daß nicht Männer und Frauen gemeinsam mehr gegen eine Lüftung des „Geheimnisses der Frau“ als des Mannes einzuwenden gehabt hätten. Entscheidender aber wird ein anderes herrschaftliches Phänomen gewirkt haben: Von 1948 bis 1953 hatte die Kinsey-Information aus zweiter Hand und

72 Stone, A.: „The Kinsey Studies and Marriage Counseling“, aus „Sex Habits of American Men“, New York 1948; abgedruckt in Himelhoch, aaO., S. 165.

73 Crespi und Stanley, aaO.

74 Gallup, G.: „21. 2. 1948“, aaO.

75 Gallup, G.: „19. 8. 1953“, aaO.

die Kinsey-Kritik in vollem Umfang eingesetzt, d. h. 1948 assoziierte die Bevölkerung zu der Gallup-Frage vor allem „information about sex“, 1953 nur noch „Kinsey“. „Kinsey“ war mittlerweile für weite Kreise ein Begriff für „falsch verstandene Sexualität“ geworden. Die Untersuchung Challs über die Aufnahme des Kinsey-Berichts in den Periodika der Vereinigten Staaten zwischen 1947 und 1949 bestätigt dies<sup>76</sup>. Sie unterteilte die Autoren von 275 in dieser Zeit erschienenen Buchbesprechungen und Artikeln über Kinseys erstes Buch nach Producers of ideas, Adapters of ideas und Communicators of ideas. Zu den ersten zählte sie vor allem Wissenschaftler, zu den zweiten Pfarrer, Erzieher, Richter usw., zu den letzten freie Schriftsteller und Journalisten. Deren Beurteilung des Buches unterschied sie nach günstig (favorable), neutral (noncommittal) und ungünstig. Sie fand heraus erstens, daß die ‚Ideenproduzenten‘ den Report am günstigsten beurteilten und die ‚Ideenverbreiter‘ am ungünstigsten, wie die folgende Statistik zeigt. Sie fand zweitens,

Beruf der Autoren (N = 275)	Prozentanteil <sup>77</sup> der „Günstigen“
Bibliothekare	100 (2 Fälle)
Biologen	82
Richter	78
Erzieher	77
Physiker	74
Psychoanalytiker und Psychiater	67
Statistiker	67 (3 Fälle)
Journalisten	64
Psychologen	60
Freie Schriftsteller	50
Soziologen	35
Anthropologen	33
Herausgeber	33
Geistliche	33
„multiple authors“	30
„humanists“	17

(Die Differenzen sind untereinander nicht signifikant.)

daß eine Publikation den Bericht je ungünstiger beurteilte, desto später sie erschien<sup>78</sup>. Mit dem ersten Ergebnis Challs stimmt wiederum eine andere überraschende, aber im System der sexuellen Abwehrmechanismen sehr einleuchtende Entdeckung überein. Crespi und Stanley hatten in ihrer oben zitierten Untersuchung über College-Studenten herausgefunden, „daß bei denjenigen, die eines oder mehrere Kapitel über die Methode in dem Bericht gelesen haben, der Prozentsatz derer signifikant größer ist, die die Kritiken an Kinsey für ungerechtfertigt halten“<sup>79</sup>.

<sup>76</sup> Chall, Leo P., aaO.

<sup>77</sup> Chall, aaO., S. 371.

<sup>78</sup> Dies schreibt Chall einmal einem ‚bandwaggon-effect‘ zu, in dem die ungünstigen Beurteilungen automatisch andere ungünstige nach sich zogen, dann aber auch einer ‚realen‘ Kritikfähigkeit, die die ersten ungünstigen Berichte ausgelöst hätten.

<sup>79</sup> Crespi u. Stanley, aaO., S. 694.

Es ist also durchaus nicht so, wie die Norm-Faktizitäts-Kritik es wahrhaben will, daß die wissenschaftlich nicht geschulten Leser dem Report ausgeliefert sind und, von den Statistiken beeindruckt, alles für bare Münze nehmen. Sondern umgekehrt trifft zu, daß mit dem Verständnis der Methode, bzw. mit der wissenschaftlichen Geschultheit überhaupt das Einverständnis mit dem Report zunimmt. Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch ein spezielles Ergebnis der Studie von Kirkpatrick, Stryker und Buell. Sie fragten nach der Einstellung von Männern und Frauen gegenüber den sieben „outlets“ Nächtliche Pollution, Onanie, Petting bis zum Orgasmus, Geschlechtsverkehr nicht verheirateter Männer mit Nichtprostituierten, Geschlechtsverkehr von Männern mit Prostituierten, außerehelicher Geschlechtsverkehr und Homosexualität bei Männern. Die Einstellung der Frauen war nicht etwa, wie Kinseys Ergebnisse über ihr Verhalten es hätten vermuten lassen, überall weniger „tolerant“ als das der Männer, sondern nur bei den sexuellen Befriedigungen, bei denen sie, die Frauen, auf Männer angewiesen sind, d. h. bei allen heterosexuellen Betätigungen. Den anderen Quellen des Orgasmus, nämlich nächtlichen Pollutionen, Onanie und Homosexualität standen sie nicht negativer, der Homosexualität sogar positiver (nicht signifikant unterschieden) gegenüber. Die ‚intervening variable‘ in einem strengen theoretischen Sinn ist hier also nicht etwa die gesellschaftliche Ächtung (wie im Fall der Onanie) oder das juristische Verbot (wie im Fall der Homosexualität), sondern die herrschaftlichen Vorteile des Mannes auf dem sexuellen Tauschmarkt: Die Möglichkeit des Mannes, sich bei Prostituierten zu befriedigen und dadurch von ‚den Frauen‘ unabhängig zu werden, hat keine Entsprechung für die Frau. Sie ist auf dem Heiratsmarkt verletzlicher als der Mann: willigt sie in vorehelichen Geschlechtsverkehr, in manchen Schichten auch nur in ‚hard petting‘ ein, verliert sie unbedingt an Wert auf diesem Markt; bei einer Weigerung aber läuft sie Gefahr, daß der Mann zu anderen Mädchen oder zu Prostituierten abwandert<sup>80</sup>. Ihre Einstellung ist nur legitim.

Mit der gesteigerten „Verhaltensunsicherheit“ der Leute, die sich mit Kinsey vertraut gemacht haben, ist es also nicht so weit her. Eine „erschütternde und verderbliche Wirkung“<sup>81</sup>, von der Schelsky spricht, ging nicht von Kinsey, sondern von den Afterinformationen über ihn aus. Im Windschatten seiner Ergebnisse sind nicht nur die Norm/Faktizitäts-Flotten, sondern auch ungezählte Freibeuter gesegelt. Hauptsächlich sie sind es, die die Leute in Angst und Lachen versetzten. Eine Zusammenstellung über die Kulturindustrie um den Kinsey-Report<sup>82</sup> berichtet z. B. über Kinsey-Nummern in amerikanischen Kabarets: „Bloße Erwähnung des Reports auf der Bühne genügte gewöhnlich für ein Gelächter des Publikums“. In einem amerikanischen Landstrich führte ein ‚filibuster‘, offenbar ein ‚Voyeur des Gehörsinns‘, einen „Kinsey telefonic“ durch, in dem er per Telefon Frauen nach ihrem Liebesleben ausfragte. Ein anderer stellte sich als „Dr.

<sup>80</sup> Siehe Kirkpatrick, Stryker, Buell in Himelhoch, aaO., S. 402.

<sup>81</sup> Schelsky, „Soziologie der Sexualität“, aaO., S. 52.

<sup>82</sup> Deutsch, Albert: „The Kinsey Report and Popular Culture“, abgedruckt in Himelhoch, aaO., S. 383–385, aus „Look“ Nr. 15, 8. Mai 1951 (dort: „What Dr. Kinsey is up to do now“).

Graham Alexander Freud“ vor und behauptete, im Auftrag Kinseys eine „investigation of intimate feminine conduct“ anstellen zu müssen<sup>83</sup>. Zur selben Zeit erschien eine ganze Reihe schwarzer Kinsey-Berichte auf dem Büchermarkt; ein Verlag zum Beispiel benützte die gute Konjunktur dazu, sein längst aus dem Handel gezogenes Ehe-Buch als „Pre-Kinsey Sex Report“ wieder auf den Markt zu werfen. Derlei Wirkung ist nicht zu unterschätzen. Sie ist besonders deutlich an einem in der Bundesrepublik erhältlichen „Scherzartikel“. Er besteht aus einer Broschüre mit der Verfasserangabe „Dr. A. C. Kinsey“ und dem Titel: „Was kann ich über vierzig noch für mein Liebesleben tun?“. Der Scherz an diesem Artikel ist dann, daß der Leser eine nach der anderen Seite, die er aufschlägt, völlig unbedruckt findet. Die Wirkung ist in der Tat „verheerend“; sie heißt für die unter Vierzigjährigen: Angst vor dem Alter und Verachtung der Alterssexualität; für die Älteren: Identifizierung mit dieser Verachtung, Torschlußpanik und „weise Selbstbeschränkung“. Die Ergebnisse Kinseys für die Leute „über Vierzig“ stehen zu diesem Scherzartikel, mindestens der Tendenz nach, konträr.

In der Diskussion der ideologischen Abwehr der Kinsey-Ergebnisse war gesagt worden, daß in ihrer Unwahrheit mindestens insofern Wahrheit enthalten ist, als sie auf Kinsey projizieren, was tatsächlich das Werk des ökonomisch-gesellschaftlichen Prozesses ist. Nicht Kinsey hat die tradierte Sexualmoral aufgeweicht, er hat nur die Differenz zwischen den sexuellen Normen und dem realen sexuellen Verhalten aufgezeigt. Die Aufweichung der tradierten Strukturen erfolgte im Prozeß der besseren ökonomischen Befriedigungschancen der Gesellschaft, freilich bisher immer nur in dem Maße, daß sie sich nicht selbst gegen den Kapitalismus richtete, sondern noch immer eine bessere Anpassung der Individuen an deren Arbeitsprozeß zur Folge hatte. Die traditionelle Herrschaft hat ihren Bestand ganz klar durch sexuelle Disziplinierung und durch den individuell wirksamen Konflikt zwischen sexuellen Strebungen und sexuellen Verboten zu sichern gewußt. Arbeitet das neue Programm der Herrschaft, das auf der einen Seite als „Konsumsexualität“, auf der anderen als „partielle sexuelle Freilassung“ diskutiert wird, anders? Das ist schlecht möglich; selbst die als so „frei“ gerühmten Bücher vom Schlage „Sex und ledige Mädchen“<sup>84</sup> hören in jedem Kapitel da auf, wo sie anfangen müßten, wo „es anfängt“. Sie liefern nur einen Katalog des gesellschaftskonformen Verhaltens und unterscheiden sich darin noch nicht qualitativ vom „Knigge“. Zwar kämpfte der traditionelle Gegner mit offenem Visier. Ein Nachtrag zu Schelskys erster Kritik an Kinsey schloß mit den Worten: „Wir sehen daher in der Kirche und in ihrem jeweiligen lebendigen Lehramt den Brunnen, aus dem wir die einst gegebene Offenbarung, durch Schrift und Überlieferung vermittelt, am reinsten schöpfen können. Ganz konkret gesprochen: Für den Katholiken ist ein Rundschreiben wie „casti connubii“ die greifbarste und verlässlichste Norm, der genaueste Maßstab richtigen

<sup>83</sup> „Graham“ soll wohl Assoziationen zu dem berühmten Wanderprediger Billy Graham herstellen; „Freud“ spricht in Amerika für sich.

<sup>84</sup> Helen Gurley Brown, „Sex und ledige Mädchen“, Schmidten b. Stuttgart 1963.

sexuellen Verhaltens“<sup>85</sup>. Das glaubt bald niemand mehr. So scheint es, als sei sich ‚die Gesellschaft‘ im unklaren darüber, welchen Weg sie zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft einschlagen soll, den „traditionellen“ der Disziplinierung durch direkte sexuelle Unterdrückung, oder den „neuen“ der Disziplinierung durch „Konsumsexualität“, bei der gar nicht so viel mehr Sexualität vorhanden ist. In Wirklichkeit sind ihre ‚Unklarheiten‘ nur ihre ‚Ungleichzeitigkeiten‘: zu einer Zeit, da die Kinsey-Berichte bereits in Paperback-Ausgaben auf allen U-Bahnhöfen zu haben sind, werden sie von den Bibliothekaren der Bezirksbüchereien in Westberlin noch im Giftschränk gehalten und nur gegen ‚Nachweis‘ ausgehändigt. Schelskys „Soziologie der Sexualität“ birgt diese Ungleichzeitigkeit in sich selbst. Sonst ein repräsentativer Theoretiker der Anpassung, redete er dem Kinsey’schen „zur Heilslehre erhobenen Prinzip der ‚Anpassung‘ und der Vermeidung von ‚Spannungen‘“<sup>86</sup> das Wort. Dem lag die Einsicht zugrunde, daß sexuelle Anpassung nicht mit gesellschaftlicher Angepaßtheit ineingesetzt werden kann, daß sie nämlich, anders als diese, durchaus mit rationalem Kritikvermögen, mit Flexibilität (i. G. zur Starre der autoritären Persönlichkeit) zusammengehen kann. Mit einer Schärfe, die den Kapitalismuskritiken der Kulturpessimisten in nichts nachsteht, kritisierte Schelsky die „Sexualität als Konsum“<sup>87</sup>, aber anders als diese forderte er, am Schluß seiner Analyse — dies ist die Ungleichzeitigkeit — nicht ein Zurück zur „alten“ Sexualität, sondern verbindet „mit der Schilderung der heute wieder sehr weitgehenden Konventionalisierung und gesellschaftlichen Normierung der Sexualität durchaus die Überzeugung, daß erst auf diesen Tatbestand hin sich wieder die Chance einer neuen Verbindlichkeit von Geist, Kultur und Sittlichkeit gegenüber der Geschlechtlichkeit des Menschen eröffnet“<sup>88</sup>. Diese Überzeugung hat aus der Machtlosigkeit des Kulturpessimismus gelernt. Die „neue Verbindlichkeit“ soll das neue, leistungsfähigere Konzept von partieller sexueller Freilassung um den Preis größeren gesellschaftlichen Zwangs abgeben.

Damit hat Kinsey nichts zu schaffen. Er ist nicht bloß „partiell“ interessiert. Er liefert zwar nur einen tatsachenorientierten Katalog der sexuellen Befriedigungsmöglichkeiten; aber dieser Katalog ist tendenziell unendlich. Er hat seinen ‚Limes gegen unendlich‘ im individuellen Glück der einzelnen Menschen. Seine Wünsche allein sollen der Maßstab sowohl des Ausmaßes als der Art sexueller Befriedigung sein. Damit sie wahr werden, kann Kinsey nur immer wieder daran appellieren, daß mehr Menschen etwas vom Ursprung der sexuellen Verhaltensformen verstehen sollten. Wie sehr recht er damit hat, zeigen die Wirkung auf die Kinsey-Leser und der Kampf gegen die Verbreitung der Berichte. Damit Kinseys pragmatischer Optimismus wirklich wahr wird, muß er freilich in die kritische Gesellschaftstheorie integriert werden.

85 Albert Mitterer in einem „Nachtrag“ zu Schelskys erster Kritik an Kinsey, in „Wort und Wahrheit“, aaO., S. 435.

86 „Wort und Wahrheit“, aaO., S. 426.

87 Dies das letzte Kapitel aus Schelskys „Soziologie der Sexualität“.

88 Ebenda, S. 127.

Sigrid Ständer

## Sexualanalyse einer Familie

„Die Kinder von Sánchez“

Oscar Lewis, ein amerikanischer Anthropologe, läßt in dem Buch „Die Kinder von Sánchez“<sup>1</sup> eine mexikanische Familie aus ihrem Leben erzählen. Es berichten der Vater Jesús, die Söhne Manuel und Roberto, die Töchter Consuelo und Marta. Die Mutter ist zur Zeit der Untersuchung schon 20 Jahre tot. Sie wohnen in einer der 157 fensterlosen Einzimmerwohnungen in einem Elendsviertel in Mexico-City, der Casa Grande-Vecindad. In diesem Quartier haben 700 Menschen Unterkunft gefunden. Die Familie Sánchez ist ein aufs Geratewohl gewähltes Musterbeispiel für die Lebensweise in der Casa Grande-Vecindad. Lewis nahm die Gespräche, die er zwischen 1956 und 1959 mit den Familienangehörigen führte, auf Tonband auf. Bei der Vorbereitung für die Buchveröffentlichung strich er lediglich die Fragen und kürzte die Selbstdarstellungen dort, wo sie zu umfangreich waren. Da die einzelnen Lebensberichte nebeneinander gestellt sind, gibt es Überschneidungen. Dadurch lassen sich viele Aussagen objektivieren.

### Die Familie wird vorgestellt

Der zur Zeit der Untersuchung gerade 50jährige Jesús Sánchez ist Hilfsarbeiter in einem Restaurant und hat dort seine verlässliche Art einen wichtigen Posten erlangt. Täglich kauft er das Gemüse auf dem Markt ein. Daneben züchtet er Schweine und handelt mit Vögeln. Ab und zu gewinnt er in der Lotterie. Es gelang ihm, ein Grundstück zu erwerben und für eine seiner Frauen und deren Kinder dort ein Haus zu bauen.

Manuel, der Älteste, besuchte die Schule bis zur 6. Klasse. Nach der Abschlußprüfung übernimmt er Gelegenheitsarbeiten. Nach dem Tode seiner Frau, mit der er vier Kinder hatte, geht er mit einem Freund als Landarbeiter nach Kalifornien. Wieder nach Mexiko zurückgekehrt arbeitet er auf dem Trödlermarkt. Der Handel macht ihm Spaß. Er verdient sehr gut, verfällt aber dem Glücksspiel. Seinem Vater überläßt er die Verantwortung für seine Kinder.

Roberto leidet darunter, daß er dunkelhäutiger ist als seine Geschwister. Seine Stiefmutter nennt ihn zuweilen „Teufelsfratze“. Früh beginnt er zu vagabundieren und die Schule zu schwänzen. Oft ist er in Schlägereien verwickelt. Wegen geringfügiger Diebstähle kommt er ins Gefängnis. Er wird Soldat, muß aber deser-

1 Oscar Lewis, Die Kinder von Sánchez. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main, 1965. Titel der 1961 in New York erschienenen Originalausgabe: The Children of Sanchez — Autobiography of a Mexican Family. — Seitenangaben im Text beziehen sich auf die deutsche Übersetzung.

tieren, weil er einen Kameraden bei einer Prügelei beinahe umgebracht hätte. Weitere Arbeiten, die er aufnimmt (z. B. Landarbeiter, Fabrikarbeiter), bricht er ab, sobald er genügend Geld hat.

Marta, die jüngste der Geschwister, war der Liebling des Vaters. Sie ging nicht gern zur Schule, strolchte früh mit Roberto herum. Sie lebte mit einem Mann zusammen, von dem sie vier Kinder hat. Während das vierte unterwegs ist, verläßt sie Mexico-City. Auf der Reise lernt sie ihren zweiten Mann kennen, den sie standesamtlich heiratet.

Consuelo, dritte in der Geschwisterreihe, besuchte die Schule bis zur 6. Klasse und ging danach noch zwei Jahre auf die Handelsschule. Dann arbeitete sie als Stenotypistin. Consuelo war die Kränklichste in der Familie. Ihren Wunsch, in ein Kloster zu gehen, konnte sie nicht verwirklichen, weil sie nicht aus einer rechtmäßigen Ehe stammte. Eine Zeitlang lebte Consuelo mit einem Mann zusammen, den sie aber verließ. Da sie ihre Familie unterstützte, reichte ihr Geld nie. Enttäuscht über ihre Erfahrungen als Filmstatistin resignierte Consuelo schließlich: „Ich werde halb blind dahinleben, wie die anderen Leute, und so habe ich mich dann mit der Wirklichkeit abgefunden“ (S. 318).

### Vater-Kind-Konflikt

Es erscheint mir wichtig, zunächst auf die Ausführungen Erich Fromms<sup>2</sup> zum sado-masochistischen Charakter einzugehen.

Nach Fromm stehen dem Individuum, wenn ihm primäre Bindungen keine Sicherheit mehr geben und es die Außenwelt als eine von ihr getrennte Einheit erlebt, zwei Wege offen, um über den unerträglichen Zustand der Machtlosigkeit und Einsamkeit hinwegzukommen.

„Auf dem einen kann es zu ‚positiver Freiheit‘ fortschreiten; es kann sich aus freien Stücken der Welt in Liebe und tätigem Leben verbinden, in der echten Auswirkung seiner Gefühls-, Sinnes- und Geistesfähigkeiten.“ „Der zweite Weg, der ihm offensteht, ist der des Rückfalls, der Preisgabe seiner Freiheit und des Versuchs, die Kluft zwischen sich und der Welt verschwinden zu machen.“ „Der zweite Weg ist eine Flucht — zwangsmäßig wie jede Flucht aus einer Panik, eine Flucht, bei der der Fliehende seine Individualität und die Integrität seines Ichs mehr oder weniger vollständig preisgibt und ausliefert und darum nie eine Lösung, die zu einem Glück und positiver Freiheit führen könnte“<sup>3</sup>.

Fromm erörtert dann einige Mechanismen der Flucht aus der Freiheit. Er führt sowohl das masochistische Streben, das Streben nach Unterwerfung, als auch das sadistische, das Streben nach Beherrschung, auf dieselben Ursachen zurück, nämlich auf die Flucht aus unerträglichem Alleinsein<sup>4</sup>. „Der Sadist braucht sein Objekt ebenso dringend, wie er selbst von dem Masochisten benötigt wird. Nur sucht er Sicherheit nicht im Verschlungenwer-

<sup>2</sup> Erich Fromm, *Die Furcht vor der Freiheit*, Zürich 1945.

<sup>3</sup> Ebd. S. 141.

<sup>4</sup> Ebd. S. 142.

den, sondern im Verschlingen“<sup>5</sup>. Bei beiden jedoch ist die Integrität des Individuums verloren. „Im ersten Fall verliert sich das Selbst, bringt sich in einer außerhalb seiner selbst befindlichen Macht zur Auflösung; im zweiten Fall, dem des Sadismus, erweitert sich Einer, indem er einen Anderen sich einverleibt und damit die Kraft gewinnt, die er als selbständiges Selbst entbehrte. Immer ist es die Unfähigkeit, der eigenen Vereinsamung standzuhalten, welche den Trieb hervorruft, mit einem andern in symbiotische Beziehung zu treten“<sup>6</sup>. Daraus geht auch hervor, wieso masochistische und sadistische Anlagen stets miteinander verbunden sind. „Obwohl sie sich auf der Oberfläche zu widestreben scheinen, quellen sie aus der nämlichen Not hervor“<sup>7</sup>.

Diesen sado-masochistischen Charakter bezeichnet Fromm als autoritären Charakter, da er besonders durch seine Einstellung zur Autorität gekennzeichnet ist<sup>8</sup>. Bestimmte Verhaltensweisen lassen den autoritären Charakter erkennen. Diese sind auf sein Verhältnis zur Macht und auf seine Einstellung zum Leben hin näher zu untersuchen.

Auch die Familie Sánchez ist den Mechanismen unterworfen, die den sado-masochistischen Charakter bestimmen.

Wie sich aus den Berichten von Manuel, Roberto, Consuelo und Marta ergibt, spielt ihr Vater für sie eine maßgebende Rolle. Er ist für sie ein unerreichbares Ideal. So sagt Roberto: „Ein Vater ist etwas Heiliges, besonders meiner. Er ist ein guter und anständiger Mensch. So einen wie ihn gibt es nicht noch einmal“ (S. 86) und „Ein Mann ist so wie mein Vater“ (S. 276).

Ohne ihn fühlen sie sich unnütz im Leben. Sie plagen sich mit Selbstvorwürfen, fühlen sich minderwertig. Es wird immer hervorgehoben, wie fleißig und arbeitsam ihr Vater ist und daß er Verantwortung trägt, während sie ihr entfliehen. Wie Manuel sagt, hat ihr Vater die Macht über sie (S. 240). Erst mit 29 Jahren wagte es Manuel, im Beisein seines Vaters eine Zigarette anzuzünden.

Es wird deutlich, daß in ihnen das Streben nach Unterwerfung vor ihrem Vater überwiegt. Der Wunsch nach Unterwerfung entsteht aber nur dann, wenn die Person, der man sich unterwerfen will, mit narzistischen Unfehlbarkeitsansprüchen auftritt<sup>9</sup>, denn nur dann glückt zunächst die Flucht vor der Freiheit. Für den autoritären Charakter gibt es nur zwei Arten von Menschen: die Machtvollen und die Machtlosen. „Angesichts der Macht einer Person oder Institution entstehen in ihm automatisch Liebe, Bewunderung, Unterwürfigkeit“<sup>10</sup>. Daß der Vater zunächst Macht über das Kind hat, ergibt sich allein dadurch, daß er größer und kräftiger als das Kind ist. Vermag er aber sein Kind nicht zur Selbständigkeit, zum Sichlösen von ihm zu erziehen, so zeigt sich darin, daß auch er den Weg zur „positiven Freiheit“ nicht gefunden hat. Er bedarf weiterhin der Herrschaft über den anderen, um durch dessen Einverleibung die Kraft zu gewinnen, die er als selbständiges Wesen entbehrte<sup>11</sup>.

5 Ebd. S. 157.

6 Ebd. S. 158.

7 Ebd.

8 Ebd. S. 163.

9 Vergl. auch Horst-Eberhard Richter, Mörder aus Ordnungssinn; in: Die Zeit vom 19. Juli 1963.

10 Fromm, aaO., S. 167.

11 Ebd. S. 158.

Consuelo schildert den Vater, der seine Kinder oft hart mit Prügel bestrafte, folgendermaßen: „... sobald ich dem harten Blick in seinen kalten Augen begegnete und seine trockenen Worte hörte, schien er mir wie ein feindseliges Wesen, das einem nie erlaubte, ihm Freundschaft oder Liebe zu zeigen. Er glich einem Menschen, dem man die Aufgabe gestellt hatte, ein paar kleine Tiere großzuziehen. Er ernährte sie, versorgte sie mit Kleidung und gab ihnen Unterkunft, aber er tat das alles ohne Liebe und begriff nicht, daß auch Tiere denken und fühlen“ (S. 190).

Nach einer Auseinandersetzung mit ihrem Vater, bei der dieser sie sehr beleidigt hatte, zerriß Consuelo das Bild ihres Vaters. Über die Reaktion des Vaters berichtet Consuelo: „An dem Abend bestrafte er mich so, wie ich es nie erwartet hätte. Als ich spät nach Hause kam, saß er auf dem Boden, hatte unsere ganzen Kinderbilder vor sich liegen, und Tränen rollten ihm über die Backen. Er fragte mich beinahe sanft, warum ich sein Bild zerrissen hätte, und ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Ich kann gar nicht beschreiben, wie sehr ich in diesem Augenblick bereute, was ich getan hatte. Ich kniete zu seinen Füßen nieder und bat ihn, mir zu verzeihen. Aber er rührte sich nicht und sagte kein Wort: Er hielt nur die Bilder in der Hand“ (S. 197). Jesús Sánchez liebt seine Kinder, weil er über sie herrscht. Er gibt ihnen alles, „ausgenommen: das Recht, frei und unabhängig zu sein“<sup>12</sup>. Rationalisiert wird diese beherrschende Liebe mit der „von Natur gegebenen Sorge und Anteilnahme“ und mit „der Schutzbedürftigkeit des geliebten Kindes“<sup>13</sup>. So sagt Jesús zu Consuelo: „Ich bin dein Vater, ob dir das nun gefällt oder nicht. ... Daran kannst du nichts ändern“ (S. 344). Jesús hatte eine sehr schwere Jugend. Schon von klein auf mußte er arbeiten. Nur ein Jahr ist er zur Schule gegangen. Genauso wie sein Vater ihn erzogen hatte, erzog er seine Kinder. Zärtlichkeit hielt er für Verwöhnung. Seine Minderwertigkeitsgefühle — er hat ja nichts gelernt, ist nur Hilfsarbeiter — versucht Jesús in der Familie zu kompensieren. „Hier richtet er sich auf, hier wächst sein Herrengefühl, sein Prestige; hier wird er, der den ganzen Tag über Sklave, Maschine, Nummer war, wieder Mensch — das heißt Wert, Qualität, Autorität... So behauptet sich der Proletarier in seiner letzten Domäne, der Familie — nachdem er alles, Grund und Boden, Beruf, Handwerk, Werkstelle, alles, alles verloren hat — und spielt den kleinen Herrgott, oder wenigstens den starken Mann, die Autorität“<sup>14</sup>.

## Machismo

Für den autoritären Charakter gibt es keine Gleichheit, keine Solidarität. Er kann nur Herrschgewalt oder Unterwürfigkeit empfinden. Auch sein Verhältnis zum anderen Geschlecht wird von der Machtfrage bestimmt. Diese Seite klingt sehr deutlich in den „Kindern von Sánchez“ an. Consuelo sagt hierzu: „So begegnete ich zu meinem Unglück diesem gräßlichen, diesem verfluch-

12 Ebd. S. 146.

13 Ebd. S. 146/147.

14 Otto Rühle, Die Seele des proletarischen Kindes, Dresden, 1925, S. 69.

ten mexikanischen ‚machismo‘<sup>15</sup>. Ich geriet, wie unzählige andere mexikanische Frauen, in das grausame Spiel, in dem der herrische männliche Partner immer gewinnt. ‚Soll ich dich niederschlagen oder dich gehen lassen?‘ In diesem Spiel gibt es keine Großmut, nur Rücksichtslosigkeit und Niedertracht, denn bevor man freigelassen wird, muß man einen Preis zahlen. Es ist ein roher Akt des Egoismus und der Ausbeutung, der mit schönen Worten vertuscht wird“ (S. 316/317).

Dieser Glaube an die männliche Überlegenheit geht einher mit der Herabsetzung der Frau. Die Frau wird als ein unmündiges Wesen betrachtet, dem man seine Rechte aufzwingt. „Der richtig ‚männliche‘ Mexikaner ist hochmütig und eingebildet, in der Frau sieht er ein untergeordnetes Wesen, und es macht ihm Spaß, sie zu demütigen. Nur er allein hat recht, und nur auf seine Gefühle wird Rücksicht genommen“ (S. 309).

Zu einem „richtigen“ Mann gehört aber auch eine starke Potenz. Vermeintlicher Beweis dafür ist u. a. der Erfolg bei möglichst vielen Frauen. So sagt Jesús, der gerade in dieser Hinsicht oft an sich zweifelt, voller Stolz: „Ja, fünf Frauen hatte ich und noch ein paar nebenbei, und ich habe noch heute Glück in der Hinsicht“ (S. 44).

Das fortwährende Herausstellen der männlichen Überlegenheit erweist sich nun aber gerade auf sexuellem Gebiet für den Mann als schädlich. Denn die Herabsetzung der Frau ruft bei ihr Protest gegen die weibliche Sexualrolle hervor. Dieser wiederum kann zur Frigidität, zur sexuellen Gefühlsarmut führen. „Gefühlskalte Frauen aber sind keineswegs geeignet, die Potenz des Mannes zu heben, sie mindern sie im Gegenteil herab“<sup>16</sup>.

So sagt der potenzschwache Jesús: „Die Frau muß mich nur streicheln, dann geht es auch“ (S. 353). Manuel ist verzweifelt über die Gefühlskälte seiner Frau: „Also ich versuchte es... ich versuchte alles mögliche bei ihr, aber sie reagierte nicht. Manchmal schlief sie sogar ein, während ich ihr zuredete und es mit ihr machen wollte. Da muß man ja einfrieren, nicht?“ (S. 257).

Sofie Lazarsfeld untersucht den „fehlerhaften Kreis“, der aus dem männlichen Überlegenheitsanspruch resultiert, und schreibt: „... gerade die körperliche Beschaffenheit des Mannes legt ihm Schranken auf, nur ihm, nicht aber der Frau. Seine Fähigkeit zum Sexualgenuß ist an die Erfüllung bestimmter physiologischer Bedingungen geknüpft, die ihre ist es nicht. Seine Funktionsmöglichkeit ist an das Steifwerden des männlichen Gliedes gebunden und daher beschränkt, die ihre ist unbeschränkt. So ist er nur unter gewissen Voraussetzungen physiologisch aktionsfähig und in der Wiederholung begrenzt, die Frau hingegen ist es physiologisch jederzeit und unbegrenzt“<sup>17</sup>. „Aus dem Bewußtsein des Mannes von der physiologischen Überlegenheit der Frau im sexuellen Genuß hat sich bei ihm ein ganzer Angstkomplex entwickelt, dessen Ausstrahlungen sich bis in die letzte Verästelung nicht nur unseres Sexual-, sondern des gesamten Kulturlebens fühlbar machen. Es ist die Angst vor dem Versagen, vor

15 Unter „machismo“ ist der Glaube an die männliche Überlegenheit zu verstehen. Siehe auch O. Lewis, Die Kinder von Sánchez, S. 29.

16 Sofie Lazarsfeld, Wie die Frau den Mann erlebt, Leipzig, Wien 1931, S. 80.

17 Ebd. S. 79.

der sexuellen Niederlage“<sup>18</sup>. „Bedrückt von dem Gefühl seiner sexuellen Unsicherheit, getrieben von dem Wunsche, zu überkompensieren, hat der Mann die Frau herabgedrückt, hat sie in die Vorstellung von ihrer zweitklassigen sexuellen Rolle gejagt“<sup>19</sup>. Wesentlich kann diese physiologische Überlegenheit der Frau aber nur in einer von autoritären Leitbildern beherrschten Welt sein. In dieser gibt es keine Solidarität, keine Gleichheit — es gibt nur Herrschgewalt oder Unterwürfigkeit. „Unterschiede — des Geschlechts — sind für ihn notwendig Zeichen von Überlegenheit oder Minderwertigkeit“<sup>20</sup>. Der autoritäre Charakter liebt Verhältnisse, die die menschliche Freiheit beschränken, er liebt es, sich dem „Schicksal“ zu unterwerfen<sup>21</sup>. Er glaubt, „daß das Leben von Mächten bestimmt wird, die außerhalb des menschlichen Selbst, seiner Wünsche und Interessen liegen. Das einzig mögliche Glück liegt danach in der Unterwerfung unter diese Mächte“<sup>22</sup>. Er ist Anbeter der Vergangenheit. „Was da war, wird ewig bleiben“<sup>23</sup>.

Aus diesen Überlegungen wird verständlich, warum der autoritäre Charakter die starre Einstellung zur Sexualität hat. Er hat sich den „Götzen Sexus“ (S. Lazarsfeld) — eine von Menschen nicht beeinflussbare Gewalt — geschaffen, um der Verantwortung auf diesem Gebiet enthoben zu sein und rücksichtsloses Verhalten gegenüber der Frau mit Floskeln wie „das ist meine Natur“ oder „das ist meine Veranlagung“ zu rechtfertigen.

Die geschlechtliche Arbeitsteilung wirkt sich in einer autoritär beherrschten Welt zu ungunsten der Frauen aus. Durch die Aufzucht der Kinder wird sie an den häuslichen Lebenskreis gebunden. Das mindert ihre Erwerbschancen in einer Gesellschaft, deren ökonomisches Prinzip durch die Warenproduktion bestimmt ist. So muß die Frau wirtschaftliche Sicherheit mit sexueller Unterwerfung bezahlen. Sie wird „Privateigentum“ des Mannes. Andererseits genügt dem Mann die sexuelle Unterwerfung der Frau nicht zur Sicherung seiner Überlegenheitsansprüche. So ist die moralische Hochschätzung der Jungfräulichkeit gewiß mit der Angst des Mannes vor einem Vergleich mit anderen Männern zu erklären. Auch das Postulat ehelicher Treue hat hier eines ihrer Hauptmotive, zumal es ziemlich einseitig an die Frauen gerichtet ist. Jesús hebt hervor: „Obwohl ich selbst ja nicht sehr anständig gewesen war, hatte ich das Glück, nie mit einer Frau zusammenzuleben, die mir nicht treu war . . . Eine ordentliche Frau, besonders wenn sie Kinder hat, muß sich beherrschen und warten können“ (S. 44).

Überdies bringt die Forderung der Jungfräulichkeit dem Mann noch einen weiteren Nebenertrag ein. Ihr Kaufpreis sinkt, wenn sie nicht mehr virgo intacta ist. Ihre Abhängigkeit wird größer. Hierzu meint Jesús: „Eine Frau, die schon ein Kind von einem anderen hat, wenn der Mann sie zu sich nimmt . . ., fühlt, daß sie nicht das Recht hat zu protestieren, wenn dieser Mann einmal fortgeht. Sie weiß, daß sie selbst Fehler begangen hat. Mit einer Frau, die noch Jungfrau war und mit der man kirchlich oder

18 Ebd. S. 79/80.

19 Ebd. S. 80.

20 Fromm, aaO., S. 172.

21 Ebd. S. 169.

22 Ebd. S. 170.

23 Ebd.

zivil getraut ist, steht das ganz anders, die kann sich immer beklagen“ (S. 45).

Schließlich wird in den „Kindern von Sánchez“ auch der Zusammenhang von Privateigentum und der Ehe als Rechtsinstitution deutlich: „Wenn man erst mal überlegt, was eine Heirat alles kostet, wird man sich als armer Mann darüber klar, daß man kein Geld für die Hochzeit hat, und man beschließt, so zu leben, ohne Heirat . . . Außerdem besitzt ein armer Mann ja doch nichts, was er seinen Kindern hinterlassen könnte, warum sollte er sie dann gesetzlich schützen?“ (S. 80).

Den aus frommen Lügen und Ideologiefasern gesponnenen Schleier, der hierzulande die brüchige Struktur der bürgerlichen Familie verbirgt, konnten die Kinder von Sánchez nicht bezahlen. Offener als bei uns treten deshalb die Nöte der Familie in repräsentativen Gesellschaften zutage.

**Ursula Schmiederer**

## **Emanzipation der Frauen**

**Anmerkungen zu den Argument-Heften**

Das In-eins-setzen von Arbeitern, Frauen und Juden (oder Neger) — als jener Minoritäten, an deren Schicksal sich die Repressivität eines gesellschaftlichen Systems überhaupt ablesen läßt — ist grundsätzlich legitim. Nur die Verwirklichung von Alternativen, die auf die Humanisierung des Menschen abzielen, werden diese diskriminierten Gruppen ihrerseits erst aus ihrer inferioren Situation entlassen. Anpassung an die Mächtigeren perpetuiert ihre Diskriminierung. So muß man Martin Luther King und seine Vorstellungen und Methoden der Emanzipation des Negers der USA kritisieren, die wesentlich zur Anpassung an die Normen einer „weißen“ Gesellschaft führen. Der Integrationsprozeß der Arbeiter vollzog sich unter Verzicht auf revolutionäre Lösungen zugunsten systemimmanenter Konzessionen. Anstelle des kraftvollen Bewußtseins der echten gesellschaftlichen Alternative blieb das dichotome, das die Klassensituation mit dem Topos derer „oben“ und „unten“ umschreibt und mit einer Angleichung an kleinbürgerliche Verhaltensformen Hand in Hand geht. „Das kleinbürgerliche Schlafzimmer, das sich der Prolet anschafft . . ., die dazugehörige Unterdrückung der Frau . . ., die ‚anständige‘ Kleidung am Sonntag . . . und tausend andere ‚Kleinigkeiten‘ haben bei chronischer Wirkung unvergleichlich mehr konterrevolutionären Einfluß, als Tausende von Versammlungsreden und Flugzetteln gutmachen können“<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> W. Reich, Massenpsychologie des Faschismus, Kopenhagen, Prag, Zürich 1933, S. 106.

Die Frauenemanzipationsbewegungen intendierten mehr als die Gleichsetzung der Frau mit dem Mann, sie zielten auf den autonomen Menschen im Sinne bürgerlicher Aufklärung. Ähnlich wie bei der Arbeiterbewegung wurde auch hier das revolutionäre Moment weitgehend aufgefangen und ins Bestehende kanalisiert. Schafft die Klassenlage der Arbeiter jedoch genügend Zwang und Solidarität, um mindestens immanente Freiheiten auszuschöpfen — bei den Frauen entfällt die Möglichkeit dieser Solidarität. Nicht nur sind die schichten- und klassenspezifischen Schranken stärker als die des Geschlechts — verhindern also die Einheit mit den „Geschlechtsgenossinnen“: wesentlich wurde den Frauen bislang ihre Geschlechterrolle vom Mann vorgeprägt. Die Welt war für sie vermittelt, vorverdaut über den Mann, der sie ins Haus brachte. Durch die weitgehende Abgeschlossenheit im häuslichen Bereich mußten sie auf jede direkte Erfahrung ihrer allgemeinen Situation als Frau verzichten, konnten also ihre Lage immer nur als individuelle empfinden. Die direkte Verquickung und Identifikationsnotwendigkeit mit der Situation des Mannes disponierte die Frauen nicht gerade dazu, ihre Situation zu erfassen. Daß daher bei ihren Gehversuchen in der Welt der Männer sich nicht eigene Verhaltensweisen kristallisieren, sondern die Anpassung an männliche Normen sich vollzieht, ist einsichtig. „Emanzipation der Frau“ in unserer Gesellschaft bedeutet eine Egalisierung zum Zwecke der besseren Integration ins repressive System.

All das vorgegeben und immer unter der Annahme, daß nur in einer repressionslosen Gesellschaft die Frau — wie der Mann — Mensch werden und alle Fähigkeiten des Geschlechts ausschöpfen können, echte Emanzipation der Frau also nur möglich ist mit der gleichlaufenden des Mannes, scheinen mir doch in diesem immanenten „Emanzipations“-prozeß — so formal und aufs Systemkonforme er immer gerichtet sein mag — Möglichkeiten zu liegen, die nicht nur zu den beschworenen unfreundlichen Konsequenzen führen müssen<sup>2</sup>.

Könnte nicht doch die Tatsache selbst, daß die Frauen durch den Beruf zunehmend ihre (wie immer verdinglichten) eigenen Kontakte zur Welt der Arbeit und der Männer erhalten, das Positive bewirken, daß sie, wenn diese Welt nicht mehr nur über den Mann und Gatten vorgegeben und rezipiert wird, ein partielles Selbstbewußtsein entwickeln, das die bedingungslose Instrumentalisierung für die Zwecke des Mannes verhindert oder doch erschwert? Wäre nicht S. de Beauvoirs Argument zuzustimmen, daß — ganz formal — der Berufstätigkeit ein emanzipatorisches Moment zukommt, daß also die berichtigten drei K's ihren objektiven und subjektiven Ausschließlichkeitscharakter verloren haben. Diese formale Seite der „Emanzipation“ kann eine gewisse Eigendynamik entwickeln, die formale Egalität ein Gewicht, die der Frau überhaupt erst die Chance bieten, ansatzweise ihre Geschlechterrolle zu finden und zu definieren (und den Männern die Möglichkeit, auf sich und ihre spezifische Situation zu reflektieren). So rudimentär und subaltern diese Ansätze sein mögen, ihre Wirkung ins Subjektive macht Klischees und Stereotype (solche „anthropologischen“ Gegebenheiten wie den

<sup>2</sup> Wie in einigen Aufsätzen zu Sexualität und Herrschaft im ARGUMENT Nr. 22 und 23.

„passiven Charakter“ etwa) brüchig und zwingt zur Revision von „Naturkonstanten“ — allzu lange halten sich aus der Vergangenheit überlappende Ideologien nicht. Schlicht: „Partner“-ideologie hin oder her — schon die Kameraderie, als Ausdruck der profunden Verhaltensunsicherheit der Betroffenen, läßt nur noch ein bestimmtes Maß an Dumpfheit der Partner zu.

Daß dabei soziale Strukturen vorerst kaum tangiert werden, bleibt zugegeben. Und doch: die Berufstätigkeit der Frau wirkt schon zurück auf Ehe und Familie; beide Institutionen sind nicht mehr „intakt“. Der Auflösungsprozeß geht vermutlich weiter<sup>3</sup>. Die Ehe ist nicht länger Tummel- und Abladeplatz für die Machtgelüste und angestauten Aggressionen des Mannes allein — das Verhalten wird zumindest reziprok. Die ungebrochene Reproduktion kleinbürgerlichen Familienmiefs, der für die individuelle psychische Struktur verheerend genug war (und ist), ist nicht mehr möglich. Der Zerfall der konventionellen Familie — mit ihrer sexualhemmenden und -negierenden Funktion Perpetuierungsanstalt autoritärer Charakterstrukturen — muß nicht unbedingt bedauert werden. Das Aufbrechen der traditionell-gewalttätigen Familiensituation bringt die Lockerung gewisser Strukturen, etwa der autoritär-patriarchalischen (in dem Sinne, wie Mitscherlich<sup>4</sup> meint, daß die klassische ödipale Situation zunehmend einer Geschwister-Neid-Situation weicht).

Die formale Gleichstellung der Frau mit dem Mann untergräbt traditionelle Normen und Verhaltensmuster der Geschlechter — damit zerbröseln Autoritätsstrukturen. Die Situation der Frau in der Gesellschaft — im Arbeitsprozeß und als „Partner“ — übt einen modifizierenden Einfluß auf die Erziehung aus. (Daß z. B. die Mädchen nicht mehr a priori auf ihre [Haus-]Frauenrolle trainiert werden [mit Passivität und ähnlich miserablen Implikationen], schadet ihnen — trotz der Ambivalenz des Prozesses — sicherlich nicht.) Hier bietet sich immerhin eine Möglichkeit, daß die Frau sich nicht mehr nur ausschließlich als „la deuxième“ empfindet.

Obleich der Einwand nicht abzuwenden ist, daß die Übernahme traditionell familialer Funktionen durch die Gesellschaft deren Herrschafts- und Manipulationsbereich ins Individuell-Private ausdehnt, scheint doch seine Formulierung als nur unheilvoll<sup>5</sup> arg apodiktisch. Woher bezieht man eigentlich — im Rückblick auf die Historie — jene Auffassung von Familie als einem vom Tauschprinzip verschonten Hort der Freiheit? Woher die begründete Annahme, daß in der Geschlechtsliebe und im Schutzcharakter der Familie „Entfaltung und Glück“ (Horkheimer) gewollt werden; daß die klassische ödipale Situation (deren Verschwinden Mitscherlich mit ambivalenten Gefühlen vermerkt) im „Abarbeiten“ an der väterlichen Autorität die Chance bot, zur unabhängigen Persönlichkeit sich zu mausern? Wäre nicht auch der — von Reich nachdrücklich apostrophierte — Aspekt sehr zu bedenken, daß nämlich enge familiäre Bindungen „weitgehende sexuelle Unterdrückung und Sexualverdrängung“<sup>6</sup> bedingen, daß

3 Die schwedischen Verhältnisse könnten hier exemplarisch genannt werden.

4 A. Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München 1963, S. 420 ff.

5 Z. B. im Aufsatz von Metscher, ARGUMENT Nr. 22, S. 26 ff.

6 W. Reich, aaO., S. 78.

gerade die ödipale Situation das Konkurrenzprinzip in sich birgt und die Autoritätsfigur des Vaters das Vorgesetzten-Untertan-Verhältnis in der Familie verankert.

Die Sozialisierung der Erziehung ist nicht vorweg abzuweisen. Wenn — nach Reich — „die sexuellen Ansprüche . . . natürlicherweise zu jeder Art Berührung mit der Welt, zu innigem Kontakt mit ihr in den verschiedensten Formen und Inhalten“<sup>7</sup> drängen, der enge Familienrahmen mit seiner Sexualverneinung sie hemmt, böte doch die frühe Integration der Kinder in andere soziale Gruppen auch die Möglichkeit, solche Kontakte zu erfahren. In diesem Zusammenhang verweist Dahrendorf darauf<sup>8</sup>, daß in den vergleichsweise demokratischen Ländern (den anglosächsischen und skandinavischen) die Kinder viel früher und umfangreicher von der Gesellschaft erzogen werden. Daraus muß nicht unbedingt eine Korrelation von Erziehung durch Gesellschaft und demokratischer Disposition abgeleitet werden, allerdings wäre zu berücksichtigen, auf welcher eigentümlichen und schiefen Weise die Familie soziale Normen verarbeitet und ans Kind weitergibt.

Man könnte also auch zu dem Schluß kommen, daß die derzeitigen Möglichkeiten für die Frau, wenigstens fragmentarisch ihren eigenen — und nicht mehr direkt durch den Mann vermittelten — Bezug zur gesellschaftlichen Realität zu erstellen, auch ein rebellisches Element implizieren können. Petrifizierte Formen brechen auf und traditionell zum Autoritären disponierende Einrichtungen bröckeln ab. Dieser Prozeß hält sicherlich an. Nichts ist dabei darüber ausgesagt, wohin dieser Prozeß führt und ob die neu sich kristallisierenden Formen sinnvolle Inhalte überhaupt zulassen.

Allerdings meine ich, muß man sich hüten, das gegenwärtig Schlechte mit einem vermeintlichen vergangenen Besseren zu vergleichen. Das Verfahren hat etwas Spekulatives. Das fällt z. B. bei den Bemerkungen Furths<sup>9</sup> auf. Was heißt es denn, daß die „Geschlechterspannung“ nachläßt? War sie denn jemals vorhanden, und wenn ja, wie denn? Sieht man von den Äußerlichkeiten ab, was sind die inhaltlichen Kriterien für diese Geschlechternivellierung? Die Behauptung, die Trennung der Lebenssphären der beiden Geschlechter habe inhaltlich die Geschlechterrollen angereichert, läßt auch die Interpretation zu, daß die spezifische Arbeitsteilung zwischen dem „passiv“-weiblichen und „aktiv“-männlichen Bereich echte menschliche Realisierungschancen geboten habe. Die Klage darüber, die Frau würde nun auch aufs menschliche Abstraktum reduziert (wie der Mann, der — so scheint's — davon doch eine ganze Menge Vorteile in einer patriarchalischen Gesellschaft hatte), impliziert, daß sie bisher konkret weiblich sich verwirklichen konnte. Wie eigentlich? Als Antipode zum Mann, an dem er sich immer erneut seine Großartigkeit bestätigen konnte? Als das wesentlich Inferiore, das komplementär war der Superiorität des Mannes und diese akzentuierend? Hier muß man argwöhnen, daß sich die Utopie rücklings einschleicht, als sei sie schon real gewesen. Daß sich im Phänomenologischen auswirken muß, was sich im Strukturellen

7 AaO.

8 R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, München 1961, S. 285 ff.

9 ARGUMENT Nr. 23.

abspielt, ist einleuchtend. Insofern kann man durchaus konstatieren, daß die Einpassung der Frau in die Arbeitswelt der Männer zur Anpassung der Frau in der Alltagswelt der Geschlechter führt; daß eine gewisse Nivellierung (übrigens von beiden Seiten) stattfinden muß, wenn die Lebenssphären nicht mehr dispart nebeneinanderlaufen, sondern sich ständig durchkreuzen. Aber könnte man nicht vorweg von einer notwendigen und erweislichen Änderung weiblicher Verhaltensformen sprechen? Was war denn sonst das wirklich „Weibliche“ an den Frauen, solange sie aus der Welt der Männer ausgeschlossen waren und doch nur über sie ihre *raison d'être* bezogen? War es die Hingabe an die Familie, war's das „Weibchen“ im sexuellen Bereich, war's das „Kapriziöse“, ein desparater Schein-Ausweg aus dem alles weniger als eleganten und kunstvollen dumpfen Kleinkreis des Hauses? Oder war's jene vielgerühmte „bessere Diplomatie“ der Frau — ihr einziger (und doch wirklich nicht sehr rationaler) Weg, sich für die Unterdrückung und Entwürdigung zum Objekt zu rächen — jener Pffiffigkeit vergleichbar, die man dem schwarzen Diener im Umgang mit dem Sahib nachsagt und letzter Weg, noch einen Rest an Selbst zu retten? Oder denkt man an diese besondere Art „Macht der Frau“ aus der Ohnmacht, den hysterischen Erfindungsreichtum der permanent Unbefriedigten?

Ein anderer Aspekt: Die Enterotisierung bei gleichzeitiger (Pseudo-)Sexualisierung ist sicherlich nicht in sich ein emanzipatorisches Moment (besonders wenn — wie Adorno sagt<sup>10</sup> — damit die zunehmende Tabuisierung der Partialtriebe einhergeht; der Sexualakt wie das Zähneputzen zur Hygiene wird). Muß nicht aber mit der Entmythologisierung des Sexualbereiches die Enterotisierung einhergehen? Die Profanisierung der Sexualität bringt den Verzicht aufs Ornamentale. Sie muß auch in einem bestimmten Sinne zur Anpassung der Geschlechter aneinander führen: als nämlich die Hypostasierung jenes Geheimnisvollen, das dem jeweils anderen Geschlecht anhafte (und das bezog sich meist auf das Geheimnis, das die Männer den Frauen andichteten — umgekehrt war dazu nicht viel Veranlassung!), einer mehr nüchternen Einstellung weicht. Das bedeutet, daß die Frau ihre spezifische Art sexueller Repression gegen die des Mannes eintauscht. Auch diese eigentümliche Egalisierung bringt aber der Frau Vorteile. Die — auch noch so fragmentarische — Sexualaufklärung trägt ihr Teil dazu bei, jene Reduktion aufs nicht mehr so Sensationelle herbeizuführen. Solange jeder Sexualakt durch Ignoranz und die Angst vor den Folgen für die Frau ein „Abenteuer“ bleibt, drängen sich die Unterschiede der Geschlechter recht brutal auf. In dem Maße, wie „Natur“ ins Reflexionsvermögen einbezogen und ihr kenntlich wird, verliert sie das Geheimnisvolle und die Spannung, wird banal, jedoch nicht im Sinne einer Befreiung, sondern einer Verschiebung der Hemmungen. Möglicherweise ließe sich hier eine Erklärung finden für die Ängste vieler Männer vor dem Phänomen der „emanzipierten Frauen“. Da Sexualität in einer repressiven gesellschaftlichen Organisation sich nicht frei entfalten kann, auf abstrakte Weise aber der Anspruch auf Befriedigung souffliert wird (in Filmen, Zeitschriften etc.), führen die Frustrationen, die aus Anspruch

10 Vgl. Th. W. Adorno, *Sexualtabus heute*, in: *Eingriffe*, Frankfurt 1963.

und Realisierungsmöglichkeiten resultieren, bei den Frauen, die nun auch ihre Rechte im sexuellen Bereich fordern, oft dazu, Ressentiments gegen die Männer zu formulieren, die sich leicht zur Sündenbock-Attitüde steigern („die Männer sind an allem schuld“). Das bleibt Emanzipation auf halbem Wege, in verbockter Oppositions-Haltung, und verhindert die Einsicht, daß — wenn schon — auch die Männer Opfer sind<sup>11</sup>.

Bei allen Aspekten der Entfremdung, auf die immer wieder hingewiesen werden muß, bei allen Versuchen, die Einpassung der Frau ins repressive System zu vollziehen, scheint mir doch, daß individuell die Möglichkeiten nie größer waren als heute; daß die Frau durchbrechen kann, wenn nicht zur Selbst- so doch zur Mitbestimmung ihres Lebens. Ein ganzer Teil sozialer Normen und Diskriminierungen wirken nur noch bedingt, weil die realen Strukturen und Institutionen sich ändern. Sie mögen im großen und ganzen noch gelten, sind aber keine Entschuldigung mehr — bei einem gewissen Reflexionsstand — für einen, wenn auch zähneknirschenden Rückzug ins Verlangte. Das individuelle Ausscheren, die Option für eigene Lösungen ist möglich geworden — damit aber auch die Aussicht, die vorhandenen Grenzen (die individuell so eng gar nicht sind) konsekutiv auszuweiten. Vielleicht fällt es den Männern leichter, unters eigene Anspruchsniveau abzufallen, subtilere Möglichkeiten zur Perpetuierung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses zu entwickeln und sich dabei zu beruhigen, als den Frauen, in einer partiellen Loslösung von sozialen Stereotypen und Zwängen zu verharren.

So bleibt — bei Einsicht in die Lage der Frau — vorweg die Möglichkeit, „ad hominem“ zu demonstrieren, daß — das ist inzwischen banal — die Emanzipation der Frauen bei der der Männer anfängt. So bleibt außerdem — muß von der vorgegebenen Situation der Frau, ihren sozialen Rollen, ihrer Erziehung usw. bleiben — die Einsicht in das Miserable der Situation: daß jeder Schritt ihres Mensch-Werdens vom Manne abhängt, von jenem Zufall, daß sie „Glück“ hatte, einen humanen Mann zu kennen. Solange es also Zufall ist, wie sehr die Frau zu sich selbst kommen kann — und das heißt im gegebenen Falle immer noch, daß die Männer ihr diesen Weg zu sich selbst freilegen —, müssen die Lösungen auch sporadisch und individuell bleiben. So bleibt schließlich die Einsicht, daß die Chancen der Geschlechter, sich als Menschen zu begegnen, gering, daß sie aber doch größer geworden sind, seit die Frauen (noch so formal und ambivalent) die Aussicht haben, sich nicht mehr ausschließlich als „deuxième sexe“ zu sehen.

11 Zur seltsamen Diskussion zwischen Furth und Marcuse (ARGUMENT Nr. 23) über die „Hygiene“: Ob diese wirklich die Eskamotierung der Geschlechterspannung und damit die Anpassung steigert, ist fraglich. Die krampfhaft zyklische Indisponiertheit stört nicht nur den Arbeitsprozeß und macht schon deshalb eine Entdramatisierung der Menstruation notwendig; sie ist auch eine besondere Art, die Geschlechterdifferenzierung zu betonen, den Mann darauf hinzuweisen, daß man zum anderen Geschlecht gehört!

# Besprechungen

## I. Soziologie

**Dahrendorf, Ralf:** Die angewandte Aufklärung. Gesellschaft und Soziologie in Amerika. R. Piper Verlag, München 1963 (262 S., Pappb., 11.80 DM).

Der entscheidende Grundgedanke der Aufklärung sei der Bruch mit fraglosen Traditionen. Während sich in Europa noch immer traditionale Bindungen und Ungleichheiten behaupteten, habe die Aufklärung in Amerika gesiegt. „Die wissenschaftlich vermittelte Erfahrung, die machbare Welt und insbesondere der erziehbare Mensch, der Glaube an die prästabilierte Harmonie von Moral und Erfolg und die Verehrung eines höchsten Wesens, das diesen glücklichen Stand der Dinge herbeigeführt hat, bilden ein Syndrom, in dem die Aufklärung ihren eigentlichen historischen Triumph feiert“ (S. 34).

Wo die amerikanische Gesellschaft ihrem Anspruch auf die Gleichheit aller Bürger nicht genügt, da handelt es sich entweder um Unterschiede, die es in jeder Gesellschaft geben muß: „... nach allem, was wir heute wissen, gibt es gewisse Konstanten, denen keine Gesellschaft sich entziehen kann. Dazu gehört eine Machtstruktur; dazu gehört ein System der sozialen Schichtung; ... dazu gehört schließlich die offenbar universale Tendenz zu einer gewissen Abschließung der Oberschicht“ (S. 86). Oder es sind Phänomene, die bald überwunden sein werden, wie das der Diskriminierung der Neger. Was sonst noch an Irrationalem da sein mag, in der Vergnügungsindustrie und in Gestalt der umfangreichen Kriminalität, so vermutet D. da anthropologische Konstanten. „Es könnte ja sein, daß die menschliche Natur ... so beschaffen ist, daß die Chance der Rationalität sich in ihr mit dem Zwang der Irrationalität notwendig mischt“ (S. 31).

Zur „machbaren Welt“ gehört der geplante soziale Wandel. Im Gegensatz zu europäischen Soziologen „erscheint den amerikanischen Verhaltensforschern auch die Geschichte noch als machbar. ... Heißt die Anwendung der Aufklärung nicht, daß der Mensch beginnt, seine Geschichte zu machen, statt sich ihr bloß lachend oder weinend zu fügen?“ (S. 202).

Wie sieht das nun aus, wenn „der Mensch“ anfängt, seine Geschichte zu machen? D. sieht ein ganzes Heer von „professionellen Agenten des Wandels“ am Werk: Experten in menschlichen Beziehungen, Eheberater, Berater für seelische Hygiene, Arbeitgeber-, Arbeitnehmer-Spezialisten ... Es fällt auf, daß alle diese „change agents“ sich mit den Individuen unmittelbar befassen, nicht etwa mit ökonomischen oder gesellschaftlichen Institutionen. Das scheint sich für D. von selbst zu verstehen. „Geplanter sozialer Wandel richtet sich unmittelbar auf Menschen, und das heißt auf einzelne Menschen ... Wer die leblose Welt macht, manipuliert Dinge, wer die soziale Welt zu machen versucht, manipuliert Menschen ... Es ist leicht, sich über das social engineering ... zu mokieren. Es ist auch leicht, sich über das Manipulation von Menschen zu entrüsten. Aber weder das eine noch das andere ist eine ganz adäquate Reaktion“ (S. 205).

Auch die Manipulation ist also für D. ein Teil der angewandten Aufklärung. Er fragt nicht, ob nicht dadurch gerade die Unmündigkeit der Individuen verewigt wird, aus der sie die Aufklärung einmal befreien wollte. Tatsächlich können manipulative Techniken innerhalb

des bestehenden gesellschaftlichen Systems als rational erscheinen, insofern sie die Anpassung der Menschen erleichtern und das Ganze reibungsloser funktionieren lassen. Ob jedoch das System selbst rational ist, das wird nicht untersucht. Solange dieses aber nicht so eingerichtet ist und seine Notwendigkeiten sich nicht als vernünftig ausweisen können, müssen die Menschen bearbeitet werden, bis sie hineinpassen und sich irrationalen Zwang unterwerfen: „Konformitätsdruck im hier präzisierten Sinne ist die notwendige Folge einer rationalen, demokratischen, offenen Gesellschaft“ (S. 108).

Klaus Schröter (Frankfurt a. M.)

**Mechler, Heinrich:** Die unentbehrliche Klasse. Das betriebliche Führungskorps in der industriellen Gesellschaft. See-wald Verlag, Stuttgart 1964 (151 S., Ln., 12.80 DM).

Der Untertitel des Buches zeigt an, worum es dem Autor geht. Als Geschäftsführer einer Betriebsberatungsfirma gibt Heinrich Mechler einen Überblick über die aktuellen Probleme der betrieblichen Praxis; er beschäftigt sich mit den Führungskräften („Managern“) der industriellen Betriebe und konzentriert seine Analysen auf ihre „berufliche und betriebliche Konstellation“. Im Mittelpunkt der Schrift stehen die Untersuchungen „der Möglichkeiten des Aufstiegs ohne Rücksicht auf Herkunft und Beziehungen“ sowie Hinweise für die Personen, die „ihre berufliche Entwicklung in eigener Verantwortung betreiben“, das gilt zum Beispiel für jene Führungskräfte, „die kaum in der Lage sein werden, durch eigene Firmengründung ihre unternehmerischen Fähigkeiten auszuschöpfen“ („angestellte Unternehmer“).

Die Kriterien „in eigener Verantwortung für die berufliche Laufbahn“ und Bereitschaft zur Aufnahme „des persönlichen Risikos“ kennzeichnen nach Mechler den besonderen „Klassenstatus“ für „alle Führungskräfte ohne Rücksicht auf ihren Rang“. Ein großer Teil dieser „Klasse“ hat sich in der „Union der leitenden Angestellten“ zusammengeschlossen. Ihr Präsident, Dr. F. Grüll, definiert die leitenden Angestellten als jene „zwar zahlenmäßig sehr kleine, aber doch nach ihrer Stellung und Funktion sehr wichtige Gruppe... als der dritten Gruppe“. Sie stehe zwischen der Masse der Arbeitnehmer, deren Arbeitsbedingungen tariflich, das heißt kollektiv geregelt werden, und der Unternehmerschaft (Mechler spricht von der „Oberleitung“), die in starken Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbänden zusammengefaßt sind. „Leitende Angestellte sind Angestellte, die als Träger schöpferischer Leistung Unternehmerfunktionen ausüben und deren Arbeitsbedingungen nicht kollektiv, sondern im Rahmen eines individuellen Arbeitsvertrages geregelt werden... Sie haben einen Anstellungsvertrag... , sie können gemäßregelt und entlassen werden, sind mithin in einer persönlichen und wirtschaftlichen Abhängigkeit. Als gesetzliche Vertreter juristischer Personen sind sie indessen rechtlich Arbeitgeber...“ Nach Mechler schätzt man die Anzahl der leitenden Angestellten — im engeren Sinne — auf 100 000 bis 120 000.

Die Aussagen von Grüll charakterisieren die Situation der „leitenden Angestellten“, und Heinrich Mechler berücksichtigt diese Bestimmungen, um den besonderen „Klassenstatus“ der Führungskräfte zu fixieren. Im wesentlichen entnimmt er seine Definition der „Klasse“ der Theorie des Tübinger Soziologen Ralf Dahrendorf. Dahrendorf reduziert den umfassenden sozial-ökonomischen Klassenbegriff von Marx (Bestimmung durch den Besitz an den Produktionsmitteln oder den Ausschluß von ihnen) auf einen jeweiligen Herrschaftsverband

(Betrieb). Für diesen Bereich folgert er, daß die Herrschaftspositionen nicht mehr unbedingt mit den ökonomischen Positionen des Privateigentums verbunden seien und die Gruppen der ‚Befehlenden‘ und ‚Gehorchenden‘ ihre Identität mit den in sich homogenen wirtschaftlichen Gruppen verloren hätten. Nach Dahrendorf ist die Klassentrennung bzw. Herrschaftsspaltung für jeden Herrschaftsverband neu zu bestimmen.

So kann Mechler die Klassendefinition für die Führungskräfte als einen „prägnanten Abgrenzungsbegriff“ verwenden, der eigentlich eine besondere Gruppe der Schicht der Angestellten umfaßt. Wie vage der Begriff des „Klassen-Status“ ist, wird deutlich, wenn er darauf hinweist, daß dieser Status entweder erhalten oder erworben werden muß, und er ebenso gut verlorengehen kann. Es wird also mit einem modifizierten Klassenbegriff operiert, aus dem die Marxschen Sozialkategorien entfernt wurden. In diesem Sinne bleibt er konsequent, wenn er die „betriebsinternen Klassenpositionen der Führungskräfte“ aufzeigt, „die der Oberleitung und die der Führungskräfte in den nachgeordneten Rängen“. Die Unentbehrlichkeit, das besondere Charakteristikum der Klasse der Führungskräfte liegt darin, daß ihre Mitglieder nicht nur um ihre Selbstbehauptung und die Erhaltung und Weiterentwicklung ihrer Existenz ringen, sondern sich für das wirtschaftliche Wachstum und den Wohlstand der Gesellschaft insgesamt aktiv einsetzen.

Wir haben uns auf Mechlers Skizzierung des Klassen-Status für die Führungskräfte konzentriert, weil sie eine an sich interessante soziologische Aussage enthält. Bei der Analyse des Begriffes stellt sich heraus, daß der Terminus „Klasse“ an die Stelle von Gruppe gesetzt wurde — eine Verfahrensweise, wie sie in der Soziologie üblich geworden ist. Durch die Verwendung des modifizierten Terminus „Klasse“ wird heute meistens die Existenz von Klassen überhaupt in Frage gestellt oder grundsätzlich verneint; die Methoden der empirischen Soziologie weisen darauf hin. Eine solche Absicht liegt der Schrift von Mechler nicht primär zugrunde. Seine Vorstellung, die sich auf die soziologischen Aussagen von Dahrendorf, Schelsky u. a. stützt, beinhaltet einen pluralistischen Gesellschaftsbegriff. Seine eigentlichen Aussagen über die „berufliche und betriebliche Konstellation“ der Führungskräfte, die „Durchleuchtung der Möglichkeiten des Aufstiegs“, die Gewinnung der Zugehörigkeit zur „unentbehrlichen Klasse“ und die Erhaltung der gewonnenen Positionen tragen psychologischen, gegebenenfalls sozialpsychologischen Charakter. So beschäftigt er sich hauptsächlich mit den Personenpositionen, die bereits eingenommen worden und auszuwerten sind. Möglichkeiten des ursprünglichen Aufstiegs ohne Rücksicht auf Herkunft und Beziehungen werden nicht analysiert. So bleibt das Buch ein Ratgeber für diejenigen, die sich schon in der Laufbahn der Führungskräfte befinden.

Theo Schiffermann (Köln)

**Boorstin, Daniel J.:** Das Image oder Was wurde aus dem amerikanischen Traum? Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1964 (230 S., Papb., 12,80 DM).

**Zahn, Ernest:** Soziologie der Prosperität. Wirtschaft und Gesellschaft im Zeichen des Wohlstandes. dtv Bd. 208, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1964 (215 S., kart., 2,80 DM).

„Amerika war ein Land der Träume. Ein Land, in dem die Wünsche von Menschen, die aus konservativen, feudalherrschaftlichen, starren Gesellschaftsformen kamen, in Erfüllung gehen konnten — etwas, was einst unerreichbar zu sein schien“ (206). Daß diese Träume nicht in Erfüllung gingen, vielmehr von realitätsfernen Illusionen und

Images ersetzt wurden, sieht B. als Grund an für die „nationale Selbsthypnose“ (9), aus der die Misere des amerikanischen Lebens im 20. Jahrhundert resultiere. Die Preisgabe dieser Illusionen, deren Produktion zum Geschäft Amerikas geworden sei, will B. erreichen durch die Entlarvung all dessen, was er „Pseudo-Ereignis“ nennt (15). Hauptmerkmale von „Pseudo-Ereignissen“, die in erster Linie den Massenmedien und der Werbung, daneben aber auch der Politik zur Verschleierung der Realität sich anbieten, sind: ihre bewußt arrangierte Dramatik, ihr synthetischer Charakter, ihre keine Reflexion erfordernde Verständlichkeit. Allen gemeinsam ist das Gefühl des Informiertseins, das sie dem Konsumenten vermitteln. „Pseudo-Ereignisse“ herzustellen kostet Geld. Deshalb gibt es stets „jemand“, wie B. vage formuliert, der als Auftraggeber Interesse an ihrer Bekanntmachung und Verbreitung hat. An einer Fülle interessanter Tatsachen enthüllt der Verf. die Manipulation von Interviews, Fernsehdebatten und Regierungserklärungen, Bestsellerlisten und Touristenattraktionen. Die unaufhörliche Wiederholung dessen, was ohnehin besteht, mache unsere Erlebnisse aus. Das Leben wird zur Tautologie.

B.'s Schilderung der amerikanischen Verhältnisse dürfte weitgehend zutreffen. Indem er es jedoch bei einer bloßen Beschreibung beläßt, verfällt er selbst der Verfahrensweise, die er kritisiert: er konstatiert, anstatt zu analysieren. Zugleich ist er nicht ganz frei von kulturpessimistischen Zügen und einer Romantisierung des vortech-nischen Zeitalters, als das „ungebildete Volk“ noch „in seiner besonde-ren Art schöpferisch“ war, während „Masse“ in unserer Welt die „Zielscheibe“ ist und nicht der „Pfeil“ (54). Nichtsdestoweniger appelliert er an die Vernunft, wenn er fordert, die Illusionen aufzudecken, die sich als Realität ausgeben, den „sozialen Narzißmus“, das Verliebtsein Amerikas in das eigene Bild aufzugeben, die Leitbilder als Projektionen des eigenen Ichs abzubauen, „nüchterner“ zu werden. „Unser wirkliches Problem betrifft den einzelnen Menschen“ (8). „Die härteste, niederschmetterndste Entdeckung ist die, daß jeder von uns sich selbst befreien muß“ (223). Das ist die Lösung, die B. anzubieten hat. Mit der Beschränkung des Problems auf das Individuum läßt seine Kritik die objektiven Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Gesellschaft unangetastet.

Nennt B. sein Buch ein „how-not-to-do-it“-Buch, so könnte man analog dazu Zahns Ausführungen bezeichnen als ein „how-to-do-it“-Buch, eine Anweisung zum glücklichen Leben in der „Wohlstandsgesellschaft“, erreichbar durch Manipulation und Anpassung. Zahns Überlegungen basieren auf der richtigen Feststellung, daß Wirtschaft niemals ein isoliertes Lebensgebiet war, daß somit Prosperität nur in ihrer gesellschaftlichen Vermitteltheit gesehen werden kann. Aufgabe der politischen Soziologie müsse es sein, die wirtschaftlichen Prozesse als politisches Geschehen in die Analyse des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft mit einzubeziehen. Die fortschreitende Vergesellschaftung der Wirtschaft erfordere eine Überprüfung aller herkömmlichen Vorstellungen von den Funktionen der Wirtschaft. Habe die alte Konjunkturforschung sich damit begnügt, das wirtschaftliche Verhalten der Menschen in seinen Äußerungen und Resultaten zu untersuchen, so setze sich die neuere wirtschaftspsychologische Forschung das Ziel, durch das Erfassen langfristiger psychologischer Trends im „herrschenden Meinungsklima“ Vorhersagen über wirtschaftliche Abläufe zu machen und so Krisen zu vermeiden. „Wirtschaftliches Vertrauen der Menschen“, Optimismus, eine „beson-nene Konsumentenhaltung“ geben dem marktwirtschaftlichen System die „moralische Stabilität, die innere Ausgeglichenheit, die keine Psychosen aufkommen läßt“ (71). „Zur Absatzplanung gehört es, Wandlungen des Marktes schon durch Bewußtseinsvorbereitung aufzufangen“ (120). Soziologen und Psychologen als „Hilfen der Organi-sation“ sollen die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung dafür

bereitstellen. Diese Unterstützung ist erforderlich, da der augenblickliche Wohlstand, wie der Verf. zugesteht, „alles andere als ein ausgeglichener Zustand“ ist. Trotz der „Fülle erregender Ungleichheiten und Abhebungen“, die der Reichtum der „dumpfen Monotonie“ undifferenzierter Armut voraus habe, müsse „das Gefühl für rechte Proportionen... das geistige Klima bilden, aus dem ein anpaßter Lebensstil als innere Ausgeglichenheit erwachsen kann“ (192). Ein Optimum an „sozialem Gleichgewicht“ sieht Z. als Ziel der Wirtschaftspolitik an, das in erster Linie durch die Aufhebung der „Dissonanz zwischen privatem und öffentlichem Wohlstand“ zu erreichen ist. In diesem Zusammenhang kritisiert er den Aufwand von Millionenbeträgen, den die Privatindustrie aus Wettbewerbsgründen in z. T. minimale Verbesserungen alltäglicher Gebrauchsgüter investiert, während Gelder für Erziehungs- und Bildungswesen, für Gesundheits- und Altersvorsorge fehlen. Aus diesem Grunde sei es zynisch, ein Zeitalter der Prosperität zu verkünden; im Hinblick auf die wirtschaftlich unterentwickelten Länder könne man vielmehr von einem Zeitalter der Not sprechen, in dem auf nur 16 Prozent der Weltbevölkerung 65 Prozent des Welteinkommens, 61 Prozent der Industrieproduktion, 50 Prozent des Fettverbrauchs entfallen. Z. läßt es bei diesen Zahlen bewenden, ohne auszuführen, daß diese Not kein Schicksal ist, sondern durch die planmäßige Ausnutzung der gegenwärtigen Produktivkräfte gewendet werden könnte.

Christel Belz (Berlin)

**Weissel, Bernhard:** Von wem die Gewalt in den Staaten herrührt. Beiträge zu den Auswirkungen der Staats- und Gesellschaftsauffassungen Rousseaus auf Deutschland im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Rütten & Loening Verlag, Berlin (Ost) 1963 (336 S., Ln., 29.— DM).

Die immer noch verbreitete Vorstellung, daß die Aufklärung in Deutschland bestenfalls ein schwaches Echo auf die französische Aufklärung gewesen ist, bedarf einer Korrektur. W.'s Studie erbringt am Beispiel Rousseaus erstmals den Nachweis, daß die Rezeption der politischen Ideen der Aufklärung in der deutschen Publizistik der Jahre 1775 bis 1795 mit einer eigenen „schöpferischen Verarbeitung“ verbunden war. Besonderes Gewicht legt W. auf die Aufsätze und Materialien vergessener bürgerlich-demokratischer Autoren wie W. L. Wekhrlin und F. C. Laukhard. Mehr als einen archivalischen Wert dürfte diese Forschungsarbeit allerdings nicht beanspruchen. Hervorgegangen aus einer am „Lehrstuhl für Geschichte beim Institut für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED“ angefertigten Dissertation (1959), bleibt sie der naiv-schematischen Interpretation und schwerfälligen Terminologie des ‚institutionellen Marxismus‘ verhaftet. Wie sonst ließe sich beispielsweise erklären, daß W. zwar feststellt, daß die „oppositionellen Kreise des Bürgertums... keine Verantwortung für die Revolution (in Deutschland) übernehmen wollten“ (133), aber Gründe für dieses „feige“ Verhalten in den sozialökonomischen Verhältnissen zu suchen nicht in der Lage ist? Im Hinblick auf die Wirkungsgeschichte Rousseaus darf man W.'s Ergebnis dürftig nennen: unkritisch stellt er am Schluß „in einer Art Bilanz“ (281) die „positiven“ und „negativen Wirkungen der politischen Lehren Rousseaus“ nebeneinander, um daraus das Fazit zu ziehen: „Die rückschrittlichen Merkmale der Gesellschaftslehre Rousseaus rückten im politischen Denken der fortgeschrittenen bürgerlichen Intelligenz an die zweite Stelle“ (311). Damit mag der Verf. andeuten wollen, daß stets „nur eine Rousseaus Intentionen deformierende Auswahl seiner Gedanken politisch wirksam wurde“ (I. Fetscher) — über die Ursachen dieser zentralen Frage der Rousseauforschung schweigt er sich leider aus. Peter Brokmeier (Berlin)

**Brown, Norman O.: Zukunft im Zeichen des Eros. (Life and Death) Neske Verlag, Pfullingen 1964 (431 S., Ln., 22.80 DM).**

Ausgehend davon, „daß die Menschheit lebensfeindlich geworden ist“, daß sie unter dem Zeichen der Verdrängung lebend in einer sich steigernden Neurose „bereit (sei), sich selbst zu vernichten“, wozu die neuen Waffen die effektive Möglichkeit gäben, wird es für Norman O. Brown notwendig, den Prozeß der Geschichte, der zu diesem Ende führte, neu zu sehen, um mit der Analyse des Wegs einen Ausweg zu finden. Philosophie, Dichtung, Religion, Ökonomie und Industrialisierung werden im historischen Prozeß unter dem Aspekt der fortschreitenden „Abkehr vom Leben“ noch einmal dargestellt. Geschichte wird gemessen an einem utopischen Modell. Dieses gründet der Verfasser allerdings nicht auf gegenwärtiger historischer Realität, er bezieht nicht die bestehenden materiellen und intellektuellen Ressourcen der Industriegesellschaften ein, sondern projiziert eine totale Umformung des Bewußtseins im Sinne eines Endes der Geschichte. Eine psychoanalytische Betrachtung von Mensch und Geschichte scheint für Brown einzig adäquat, da er die Ursachen für die „Notlage“ der Menschen in der frühen Kindheitsentwicklung finden zu können glaubt. Er kritisiert den Dualismus der Freudschen Trieblehre, der letztlich die Hoffnung auf eine endgültige Heilung der Menschheit aufgibt, und so den Menschen vom Tier geradezu durch das Privileg des Krankseins unterscheidet. Auch bei Tieren sei die Polarität von Leben und Tod vorhanden, sie eigne allem organischen Leben, jedoch in undifferenzierter Einheit. Die Leistung des Menschen war es, gegen die Natur zu revoltieren und die Triebe gegeneinander zu wenden. Weil historisch, impliziere diese Leistung, als Möglichkeit ihrer Aufhebung, die Chance einer Rückkehr zur Natur. Brown sieht die Geschichte der Kindheit als vergebliches Bemühen um Überwindung der Antagonismen (Leben und Tod) bis zur letzten Resignation. Der Todestrieb werde Schritt für Schritt in ein Prinzip aktiver Negation verwandelt. Die orale Phase sei die durch Angst bestimmte Erfahrung, daß Subjekt und Objekt nicht zusammenfallen, sei der Ersatz der Mutterbrust durch Autoerotik. Die erste Verdrängung ist für Brown die Leugnung und Zurückweisung der Außenwelt. Das „Urbild der liebenden Vereinigung mit der Welt“ werde realitätsfremd belastet durch den Versuch, selbst eine ganze Welt zu werden. In der analen Stufe sieht er eine Bestätigung der Abhängigkeit durch rebellische Aktion; der Todestrieb werde nach außen gewendet und erfahre somit seine zweite Verwandlung in „negative Aktivität“. Die phallische Phase bestimmt Brown durch die Polarität von Mannheit und Entmannung, durch den Wunsch, sein eigener Vater zu sein (causa sui). Es werde also versucht, den Tod durch die Genitalsphäre zu überwinden. Durch diese frühen Verdrängungen, die Brown mit der Unfähigkeit, „den Tod im Leben zu bejahen“, erklärt, hätten die Menschen ein System von Ersatz und Verdrängungen aufgerichtet: Sublimierungen und Kultur als Manifestation der Unsterblichkeit; Akkumulation von Kapital (= Macht und Prestige) statt Bedürfnisbefriedigung; unabdingbare Verkettung an die Vergangenheit (als ständige Suche nach einem verlorengegangenen Sein), welche lebendige Zukunft unmöglich macht. Zukunft ist für Brown nur möglich in einer Rückkehr zur Natur, in der Leben (Eros) und Tod nicht Gegner seien, sondern zusammen erst Leben ausmachten. Werde die Negativität des Todes hineingenommen ins Leben, so entstehe ein Bewußtsein, das nicht zu verneinen brauche, in dem Glück anstelle von Macht, Spiel anstelle von Arbeit, eine „Verzückung des Leibes“ anstelle der Geschlechtsordnung, keine Zeit, keine Geschichte,

keine Kultur seien — „Dionysisches Sein“. „Dionysos vereint wieder: männlich und weiblich, das Selbst und den Anderen, Leben und Tod.“ (S. 221) Als Kronzeugen für seine Forderung führt Brown Dichter und Philosophen an (z. B. Novalis und Rilke, Nietzsche und Hegel), und dies um so mehr, als Kunst für ihn keine Sublimierung als Reaktion auf Verdrängung bedeutet, sondern die Funktion hat, „den Weg zurück zu den Quellen der Lust zu finden“. Sie muß Kultur-zerstörernd wirken, da sie die Verdrängungen löse, die jene möglich machten.

Obwohl die Theorie — fesselnd vorgetragen und eine Fülle von Material und neuen Einzeldarstellungen bietend (u. a. eine ausführliche psychoanalytische Betrachtung des Werks Jonathan Swift's und ein Exkurs über Protestantismus und den Archetyp des Teufels) — konsequent zu Ende gedacht und in sich unangreifbar scheint, fehlt ihr durch die Beschränkung aufs Psychologische und Ästhetische die Realisierbarkeit. Ökonomische und damit realhistorische Probleme, selbst die so offensichtliche Frage, wie denn nach der „Verschrottung der Maschinen“ der Lebensmittelknappheit zu entgehen sei, stellen sich dem Autor nicht. Um dem Vorwurf der „Exzentrik“ zu entgehen, beruft sich Brown auf Herbert Marcuse, dessen „Eros und Kultur“ ihm die gleiche Denkrichtung einzuschlagen scheint. — Ohne Brown zu nennen, hat Herbert Marcuse dessen Position treffend kritisiert (Vorwort zur 2. Auflage von *Eros And Civilization*, New York 1962): „All talk about the abolition of repression, about life against death, etc, has to place itself in the actual framework of enslavement and destruction. Within this framework, even the liberties and gratifications of the individual partake of the general suppression. Their liberation, instinctual as well as intellectual, is a political matter, and a theory of the chances and preconditions of such liberation must be a theory of social change.“

Frigga Laudan (Berlin)

**Groddeck, Georg:** Psychoanalytische Schriften zur Literatur und Kunst. Ausgewählt und herausgegeben von Egenolf Roeder v. Diersburg. Limes Verlag, Wiesbaden 1964 (346 S., Ln., 36.50 DM).

Dieser Band, dem die Veröffentlichung des „Buches vom Es“ vorangegangen ist und dem eine Ausgabe der Schriften zur Psychosomatik folgen soll, vereinigt siebzehn Aufsätze, Vorträge und Exzerpte zu Kunst und Literatur. Groddeck, 1934 gestorben, der sich mehr Spinoza und Goethe verpflichtet fühlt als Freud, gehört zu den seltsamsten Persönlichkeiten unter den Psychoanalytikern. Anfang und Ende seiner Wissenschaftlichkeit, Antrieb und Ziel alles Lebens ist für ihn Gottnatur, das große Geheimnis der Welt, verstanden als Analogon zur Freudschen Konzeption des Es. Nicht der Mensch lebt, sondern es lebt ihn. Das Ich ist entweder nur eine Form des Es, oder es gibt gar kein Ich. All das veranlaßt Groddeck, ständig zu mahnen, daß der Mensch nichts ist, es sei denn, er empfinde sich als Teil, der mit dem Weltall kommuniziert. Erst dadurch habe er literarisch das Recht, als Typus zu gelten, als Repräsentant der Menschheit, wie die Helden Homers und Goethes. Andere müssen sich damit begnügen, bloß Charaktere zu sein, Nebenpersonen, weil sie innerweltlich determiniert sind, wie die Helden Shakespeares. Mit dieser Annahme des All-Einen hängt auch Groddecks Sprachpessimismus zusammen, der sich, sobald ausgesprochen, in der Nähe des Absurdismus bewegt: Sprache ist von Natur aus Lüge, weil sie die Dinge aus dem Zusammenhang reißt, statt sie als Teil der ganzen Gottnatur zu offenbaren — und zwar stumm. Hier liege der Unterschied zwischen Dichter und Volk. Und wie die ganz großen Dichter als Vermittler zwischen Volk und Es auftreten, so hält Groddeck in der Lessing-Hochschule Vor-

träge über die vier „Lehrbücher der Psychoanalyse“: Ring der Nibelungen, Peer Gynt, Faust und Struwwelpeter. Dennoch ist für ihn Psychoanalyse nicht lehrbar, sondern jedem eingeboren, und es heiße dann nur warten, bis Gottnatur über einen kommt.

In Groddecks vier „Vermittlungen“ wird erst klar, was es bedeutet, wenn er stolz versichert, ein „wilder“ Psychoanalytiker zu sein. — Weil der Teufel eine Symbolisierung des Geschlechtsteiles sei und Faust (der und die) den Doppelsinn von Name und Hand hat, manifestiere Goethes Tragodie schlicht, daß das Schicksal des Menschen die Onanie ist. Und im Vortrag über den Struwwelpeter veranstaltet Groddeck einen Ausverkauf der Phallus-Symbole. Laternenpfehlen, Beinen, Oberkrpern, Grenzsteinen, Fischen und Bäumen kommt Groddeck schnell auf die Schliche. Ein Vogel ist das Glied, zwei Vögel sind die Hoden, drei Vögel sind der vollständige Geschlechtsteil, neun Vögel heißt Schwangerschaft — und zwar mit definitivischer Deutlichkeit.

Groddecks Psychoanalyse der Literatur ist nicht nur selber literarisch, sie ist expressionistisch, weil in ihr Ähnlichkeiten und Abhängigkeiten zu Identitäten werden. „Kunstwerke sind Werke der Natur“ (44); Sie führt nicht wie Freud in seinen Untersuchungen über Goethe, E. T. A. Hoffmann und Dostojewskij assoziative Tarnfiguren mit dem Hilfsmittel der Assoziationstechnik zurück auf Verdrängungen, klärt nicht Verschiebungen auf, sondern assoziiert weiter um jeden Preis und schafft neue Verschiebungen. Am Ende steht so ein schiefes System da, das sich mit einer unio mystica zu rechtfertigen sucht. Alle menschliche Produktion, besonders die literarische, sei nur bildliche Darstellung der Genitalien und des Geschlechtsakts: „Aus der Tatsache der Sicherheit im Mutterschoe sind alle Wohnungen, Keller, Schränke, Taschen, Mappen entstanden“ (237). Groddeck betreibt einen Pansexualismus, mit dem von wissenschaftlichen und populären Kritikern die Psychoanalyse überhaupt diffamiert wird und der mit dem spinozistischen Pantheismus ohne Schwierigkeit zusammengeht.

Verstreut zwischen den buddhistischen Hymnen an „Stirb und werde“ finden sich Reizwörter, die auf ein vertrautes Syndrom von Sympathien und Idiosynkrasien hindeuten: für Mannhaftigkeit, gegen die Minderwertigkeit der Frau; für Volkstrachten, gegen Straßenkleidung; für Feldwege, gegen Hetzen, Suchen und Gerede; für das Es, gegen das Ich. Und über allem „Gottnatur“ — „die findet man heutzutage häufig nur bei dummen Menschen, so gut wie nie bei den Gebildeten“. Mit diesem Rüstzeug mußte Groddecks expressionistische Vision vom bevorstehenden „Anbruch einer wahren Kultur“, in der die „jahrtausendlang unterbrochene Übereinstimmung zwischen Mensch und Natur“ wiederhergestellt werden würde, ein hilfloser Ausdruck des Expressionismus bleiben. Jürgen Werth (Berlin)

**Choisy, Maryse:** Kunst und Sexualität, Bd. 7 der Schriften zur Kunstsoziologie und Massenkommunikation, hrsg. von Alphons Silbermann. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1962 (98 S., kart., 12.80 DM).

Die Autorin ist Herausgeberin der französischen Monatszeitschrift „Psych“. In ihrer „Gesamterfassung“ geht es ihr mehr um die Kunst als um die Sexualität. Die „Befreiung der sexuellen Triebe in der Kunst“ (7) darf nicht als ihre Befriedigung, soll vielmehr als die letzte Möglichkeit verstanden werden, die „erotischen Bedürfnisse noch zum Ausdruck zu bringen“ (7). Ein wirres Sammelsurium von Fakten aus zoologischer Verhaltensforschung, Ethnologie, Psycho-

analyse und Tiefenpsychologie, vermischt mit mystischem Platonismus, Yogalehren und Übermenschentum soll die Frage positiv beantwortet werden, ob das „Ziel der Entwicklung von Gattungen vielleicht im Geistigen zu finden“ (14) sei. Ziel ist, „die Existenz“ von der „Abhängigkeit des Wahren“ zu befreien und der „Hegemonie des Schönen“ zu überantworten (90), sie damit in eine „höhere Existenz“ (95) zu verwandeln. Bedingung ist der Verzicht auf Rationalität, die entfremdet zur „aufgezwungenen Direktive“ die „religiöse Einstellung“ zerstört (66), mit der der Künstler den „magischen Ruf“ (67) des Unbewußten erwartet. In der totalen Regression überwindet er die „Versachlichung“ (95) und vermittelt als „Medium der Generation“ (89) dem „durch das Gegenwartsgeschehen kurzsichtig“ (88) gemachten „Durchschnittsmenschen“ (88) im Kunstwerk das „metaphysisch Wirkliche“ (63). „So vertraut jede Epoche einer kleinen Anzahl von Auserwählten die Sorge an, für sie zu lieben, zu weinen, sich für sie zu opfern und für sie zu sühnen, während sie selbst ihren Geschäften und Vergnügungen nachgeht“ (89). Die Hoffnung auf Versöhnung aber geht im Werk dieses großen Auserwählten nicht länger über das Faktische hinaus. Der „Sinn für das Grenzenlose“ (95) findet seine „Erfüllung“ (95) als „Entspannung . . . durch ein funktional bereinigendes Kunstwerk“ (69). „Vor jedem beliebigen Schauspiel . . . zur vollständigen Identifizierung bereit“ (89), erhebt der Künstler „das Phänomen zum Archetypus“ und vereinigt „kraft seiner inneren Stimme . . . das Persönliche mit dem Kollektiven“ (89) im durch keine „vorgefaßte Absicht“ (66) getrüben Ja zum Bestehenden.

Hans-Joachim Hameister (Berlin)

### III. Sexualwissenschaft

**Gebhard, Paul H., Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin, Cornelia V. Christenson: Pregnancy, Birth and Abortion.** Band 3 des Institute for Sex Research an der Indiana Universität, gegründet von Alfred C. Kinsey. Harper & Brothers Publishers und Paul B. Hoeber Medical Books, New York 1958 (282 S., Ln., \$ 6.—).

**Gebhard, Paul H., John H. Gagnon, Wardell B. Pomeroy, Cornelia V. Christenson: Sex Offenders.** Band 4 des Institute for Sex Research an der Indiana Universität, gegründet von Alfred C. Kinsey. Harper & Row Publishers und Paul B. Hoeber Medical Books, New York 1965 (923 S., Ln., \$ 12.50).

Dies sind die beiden letzten Veröffentlichungen des von Kinsey gegründeten Instituts für Sexualforschung. Das in ihnen aufbereitete Material ist, wie in den Bänden über das sexuelle Verhalten des Mannes und der Frau, in erster Linie Ergebnis repräsentativer Befragungen. Beide Veröffentlichungen dürfen als die empirisch-soziologischen Standardwerke über ihr Gebiet gelten.

**Schwangerschaft, Geburt und Abtreibung:** Dieser Band untersucht in getrennten Kapiteln die ledige Frau, die verheiratete Frau, die früher verheiratete Frau, die Negerfrau, die Frau im Gefängnis, und systematisiert die einzelnen Erhebungen jeweils nach: Schwangerschaft in Relation zu Familienstand, Alter zur Zeit der Heirat, Bildungsgrad, Geburtsjahrgang und Frömmigkeit und nach „outcome“ der Schwangerschaft (Geburt oder Abtreibung), eben-

falls in Beziehung zu den obigen Daten. In einem besonderen Kapitel über die Abtreibung werden die „therapeutische“ und die „illegale“ Abtreibung unterschieden; für die letztere wurden die Methoden, die Preise und die Personen, die die Abtreibung besorgen, systematisiert. Ein Anhang faßt den Stand der Diskussion, die Abtreibungsquoten und die gesetzlichen Regelungen in einigen westlichen und östlichen Ländern zusammen.

**Die Sexualverbrecher:** Untersucht wurden nur „imprisoned men“, Männer, die sich ausdrücklich wegen Sexualverbrechen in Gefängnissen befinden. Die Studie hat den unschätzbaren Vorteil, ihr gesamtes Material mit einer „Kontrollgruppe“ vergleichen zu können, nämlich mit den Angaben sämtlicher ‚Sexualverbrecher‘ aus der Untersuchung über das sexuelle Verhalten des Mannes, die zum größten Teil niemals bestraft wurden. Der Systematisierung der Sexualverbrecher lagen drei „unabhängige Variable“ zugrunde, nämlich homosexuell/heterosexuell; Übereinkunft der Beteiligten versus Zwang, Drohung; Unterscheidung des Sexualobjekts nach Kind, Jugendlicher, Erwachsener. Daraus wurden für die Untersuchung, teilweise in technisch bedingter Vereinfachung, folgende 14 ‚Sexualverbrechen‘ entwickelt: Heterosexuelle „offenders“ (= ‚Verbrechen‘ auf gegenseitiger Übereinkunft) gegen Kinder, gegen Jugendliche, gegen Erwachsene; Heterosexuelle „aggressors“ gegen Kinder, gegen Jugendliche, gegen Erwachsene; desgleichen drei Gruppen für homosexuelle offenders (nicht aber für homosexuelle „aggressors“, weil „die Anwendung von Gewalt in homosexuellen Beziehungen selten ist“, S. 11); außerdem Vater/Tochter-Inzest, ebenfalls nur „offenders“, unterschieden nach Inzest mit Jugendlichen und mit Kindern; zuletzt Exhibitionisten und Voyeurs. Das ‚Material‘ dieser ‚Verbrecher‘ wurde jeweils unterschieden nach: Frühe Kindheit, Masturbation, Sexualträume, heterosexuelles Petting, vorehelicher Koitus, Ehe, außerehelicher Koitus, Alter des Partners im Geschlechtsverkehr, Kontakte mit Tieren, Kriminalität, spezielle Faktoren im Umkreis des Verbrechens. Dieses Material ist außerdem in besonderen Kapiteln systematisiert, so daß eine doppelschichtige statistische und inhaltliche Betrachtungsweise möglich wurde: vom ‚Verbrecher‘ aus und von den ‚Faktoren‘, die zu dem Verbrechen führten.

Beide Bände haben ausgezeichnete methodische Einleitungen, Statistiken und Bibliografien. Wie die früheren Bände geben sie aber kaum Auskunft über die Befragungstechniken selbst. Im Gegensatz zu den früheren Veröffentlichungen nimmt das Team des letzten Bandes das Verbot jeder expliziten inhaltlichen Interpretation nicht mehr so peinlich ernst. Zwar fehlen noch immer die eigentlich historischen und theoretischen Brücken zu den ‚aktuellen‘ Fakten, aber man kann nunmehr über die Untersuchung verstreut manchmal die „Meinung der Autoren“ finden. Sie zielt grundsätzlich auf die Erlangung einer voll entfalteten, individuell befriedigenden und kontaktfähigen Sexualität, hinter deren Ansprüche die Pole Zeugung gegen Lust, heterosexuell gegen homosexuell, erwachsen oder minderjährig, genital gegen prägenital zurückzutreten haben. Am Beispiel der Onanie heißt das etwa: „Wir behaupten, daß sie nichts ausgesprochen Wünschens- oder Verdammenswertes an sich hat; wie die meisten Phänomene erhält sie ihre Bedeutung von dem Zusammenhang, in dem sie steht. Am schlechtesten wird es sein, wenn sie, quantitativ bedeutsam im Leben einer Person, ein Symptom für die Unfähigkeit ist, die soziale und emotionale Grundlage zu schaffen, die für die meisten soziosexuellen Aktivitäten notwendig ist. Am besten wird es sein, wenn sie für die neurophysiologische Entspannung eingesetzt wird, die auch ein darauf folgendes soziosexuelles Verhalten ermöglicht“ (S. 488). — Im nächsten Heft über „Sexualität und Herrschaft“ werden die Ergebnisse beider Studien, die insgesamt zu den Herrschaftspraktiken unserer Gesellschaft in Widerspruch stehen, referiert werden.

Reimut Reiche (Berlin)

**v. Friedeburg, Ludwig:** Die Umfrage in der Intimsphäre. Beiträge zur Sexualforschung Bd. 4. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1953 (95 S., kart., 9.50 DM).

Die Umfrage wurde 1949 vom Allensbacher Institut für Demoskopie durchgeführt und von L. v. Friedeburg ausgewertet. Die Fragen an 1000 Personen bezogen sich ausschließlich auf ihr Verhältnis zur Ehe, auf außer- und vorehelichen Verkehr, auf die Anwendung von Verhütungsmitteln und Aufklärung.

Allgemein wurde ein Abweichen von der bürgerlichen Moral, eine Wandlung der Sexualmoral im Sinne einer positiveren Einstellung zur Sexualität festgestellt, der Trend zur Partnerschaftsehe, die Gleichstellung der Frau. Zugleich aber bleibt die positive Wertung der Institution der Ehe in allen Alters- und sozialen Schichten bestehen. Die Gründe sind Sicherheit, Ordnung und Sicherung der Moral. Zwar tritt der größere Teil der Bevölkerung für eine Auflockerung der öffentlichen Kontrolle ein (Scheidungs-gesetze, Abtreibungsparagrafen), doch der Prozentsatz derer, die für eine völlige Abschaffung plädierten, war verschwindend gering. — Zwischen den beiden Geschlechtern gab es durchgängig kleine Unterschiede. Die Frauen waren mehr noch als die Männer an überkommenen Leitbildern von Ehe und Familie orientiert. Zugleich konnte man bei ihnen ein etwas geringeres Interesse an der eigenen Ehe feststellen, mehr Unzufriedenheit und weniger sexuellen Ausgleich. Sie konnten sich schlechter an die neuen Verhältnisse gewöhnen. — Unabhängig vom Geschlecht war die Einstellung zu vor- oder außerehelichem Verkehr nicht derart positiv, daß er für wünschenswert gehalten worden wäre, sondern meist war sie nur ein Kompromiß, ein „Zugestehen“. 64 % der Befragten hielten die Ehen anderer für gleichgültig oder unglücklich, zugleich waren 85 % mit der eigenen zufrieden; die Frauen unterschätzten meist die Angewiesenheit der Männer auf die Ehe, Männer überschätzten meist die der Frauen. Fr. sieht darin ein Resultat der sich auflösenden bürgerlichen Moral, an deren Stelle noch keine neue treten konnte.

Für eine gleichartige Untersuchung wäre heute von Relevanz, wie weit diese relative Orientierungslosigkeit neuen Leitbildern Platz gemacht hat. Ob die größere sexuelle Freizügigkeit eine andere Einstellung zur Ehe nach sich gezogen hat. Ob beispielsweise das Festhalten an der Ehe aus Sicherheitsgründen hauptsächlich zu verstehen ist aus der Nachkriegssituation, wo „die institutionelle Restfunktion der Ehe in Notzeiten“ einen Teil ihrer Stabilität ausmachte, wie Schelsky meinte, oder ob das gleiche Interesse heute noch gilt. Wichtig kann uns an den Ergebnissen dieser Untersuchung sein, ob der Trend, den man damals feststellen zu können glaubte, sich fortgesetzt hat oder nicht.

Sigrun Anselm (Berlin)

**Valensin, Georges:** Die sexuelle Liebe des Mannes. Eine moderne wissenschaftliche Untersuchung. F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, Berlin 1964 (399 S., Ln., 24.80 DM).

Dieses Buch ist keine moderne und auch keine wissenschaftliche Untersuchung. Es ist vielmehr ein tendenziell endloser Zettelkasten, vollgestopft mit Einsichten, Kurzanalysen, Vorurteilen, bruchstückhaften Referaten von Erkenntnissen anderer, Binsenwahrheiten und Kuriositäten über die Sexualität des Mannes, — vorgetragen nach Art galanter Geschichten aus dem Rokoko. In einem Absatz über „das Präservativ“ erfährt man z. B. einen so ökonomisch-soziologisch wichtigen Hinweis, wie den, daß die „Fabrikation einen gewaltigen Aufschwung nahm“ und die Qualität der Präservative entscheidend

verbessert wurde erst dann, als ihr Gebrauch bei den Streitkräften (nicht aus Sorge um Kinder in den eroberten Ländern, sondern aus Sorge um Geschlechtskrankheiten der Truppen) eingeführt und ihre Herstellung offenbar staatlich unterstützt wurde (S. 105). Man erfährt aber auch solche Halbwahrheiten wie die folgende: „Die wenigen Sekunden, die dazu erforderlich sind, das Präservativ überzustreifen, genügen jedoch, um das Resultat anstrengender Bemühungen (um eine Erektion) zunichte zu machen, was wiederum zwischen den Partnern unerfreuliche Diskussionen und gegenseitige Anschuldigungen auslöst, die bestenfalls durch erneute — erfolglose — Versuche unterbrochen werden“ (110). Oder solchen Unsinn wie: „Den Berichten französischer Gynäkologen zufolge, die aus China zurückkehren, sind Präservative, die dort in den Beratungsstellen zur Schwangerschaftsverhütung ausgegeben werden, von einem geradezu größenwahnsinnigen Format, wobei sich der Größenwahnsinn offensichtlich auch auf andere Tätigkeitsbereiche des Landes erstreckt“ (106); oder Galanterien wie diese: „Lenz in Berlin hat beschrieben, wie er einmal eine Patientin untersuchte und dabei aus ihrer Vagina die Überreste eines Präservativs zutage förderte, wohlgemerkt im Beisein des Ehemannes, der Kondome nie benutzte und sich verärgert prompt scheiden ließ“ (114). — Valensin hat kein Mittel zur Unterscheidung der von ihm gesammelten spots über die Sexualität nach wahr und falsch; sie sind alle unterschiedslos an der langen galanten Perlenkette angeordnet. Das Buch ist gegliedert in die drei Teile „Der Geschlechtsapparat des Mannes“, „Die Kohabitation“ und „Die Mannesschwäche (Impotenz)“ — aber diese Einteilung hat keinen theoretischen Sinn, sie scheint vielmehr das mühsame Resultat des Versuchs zu sein, Ordnung in den Zettelkasten zu bringen. Der Autor ist nicht voreingenommen für oder gegen irgendwelche sexuellen Praktiken; er legt großen, wenn auch meist untergründigen Nachdruck auf die Lustfunktion der Sexualität überhaupt. Ob die Wirkung des Buches auf „einfache“ Leser eher gut ist wegen der unglaublich vielen sexuellen Neuigkeiten für jeden oder eher schlecht ist wegen der oftmals einfließenden Vorurteile und Hirngespinnste über die Sexualität, ist schwer zu entscheiden. Seinen besten Platz hätte es in Wartezimmern; es würde jede Illustrierten-Lesemappe auf allen Gebieten schlagen: es wäre auf die Zeit billiger, es wäre spannender und enthielte bessere Informationen. Wo immer man das Buch aufschlägt, hat man ein „was es nicht alles gibt“-Erlebnis. Hat sich dies nach einigen Seiten verflüchtigt, wird die Lektüre eher monoton.

Reimut Reiche (Berlin)

**Schlegel, Willhart S.:** Die Sexualinstinkte des Menschen. Rütten & Loening Verlag, Hamburg 1962 (256 S., Ln., 16,80 DM).

S. überträgt die Erkenntnisse der Konstitutionsbiologie und Tierverhaltensforschung auf die Untersuchung der menschlichen Sexualität. Deren spezifische Ausprägung sei dem einzelnen Menschen eigentümlich und unveränderlich, wie seine ererbte Konstitution; diese erkläre jene. Festen „typologischen Leitmerkmalen“ am invariablen Skelett, wie „Umfang der linken Hand resp. enger oder weiter Durchmesser des äußeren Beckenausgangs“ kennzeichnen „körperseelische Konstitutionstypen“, die S. in die beiden Variationsreihen „athletisch-asthenisch“ und „andromorph-gynäkomorph“ gruppiert. Den extrem „andromorphen Typus“ kennzeichnen: „sexuelles Dominanz- und Zeugungsbedürfnis“, für seinen Gegenpol, den extrem „gynäkomorphen Typus“: „ein sexuelles Passivitätsbedürfnis und eine Empfängnisbereitschaft (auch im Geist)“. In den Genuß der idealen „biologischen Ausgleichsfunktion des Orgasmus“ kämen nur

die extremen Gegentypen. Liaisonen der „andromorph-gynäkomorphen Zwischenstufen“ seien, gleichsam „von Natur aus“, hochgefährdet auf Grund des „ambivalenten Gefühlslebens“ dieser Individuen. — Das wichtige Postulat, daß die Form der Sexualität — vom Geschlecht unabhängig — streng an die vererbte Gestalt mit ihren seelischen Besonderheiten gebunden sei, hat S. mit keinen Eltern-Kind-Vergleichen messend bestätigt. Es bleibt eine Behauptung. Die sexuelle Partnerwahl („Wohin die Liebe fällt“) und der sexuelle Vollzug seien konstitutionsspezifisch und lebenslang unverändert. Das sexuelle Verhalten werde von einem Muster von Instinkten („kaum bewußt“) gesteuert, die an die jeweilige Gestalt fixiert, von „körper-seelischen Eigentümlichkeiten“ = „Schlüsselreizen“ — des typenentgegengesetzten Partners ausgelöst, „wechselseitig sich weckend und fortschreitend“ über Attraktions-, Zärtlichkeits-, Exhibitions- und Immissionsinstinkt“ zum Vollzug führen. „Der Sexualtrieb des Menschen wird durch diese, meist unbewußt wirkenden Schlüsselreize wie der Pilot bei einer Blindlandung durch Richtstrahlen auf bestimmte Partner hingelenkt.“ Weil nichts vollkommen auf Erden, insbesondere der sexuelle Partner nie ganz dem „vom Instinkt geforderten Wunschbild“ entspricht, hilft eine Fähigkeit nach, die aus „phylogenetisch altem Besitz der Säugetiere“ stammt: „Die Illusionsfähigkeit und sexuelle Phantasie.“ „Der Instinkt hat nichts mit Wissen zu tun“, das erklärt, daß, wie im Tierreich dem Männchen eine Pappattrappe mit den weiblichen Schlüsselreizen genügt, so auch beim Menschen, bei ausreichender „Instinktstauung ... die isolierten Schlüsselreize das Symbol und notfalls die Attrappe ... als das Ganze genommen werden“. S. sieht nicht, wie er hier aus der Schule der Reklamefachleute plaudert. Zielt seine emphatische Verteidigung der „Instinktgebundenheit der menschlichen Sexualität“ — mit Recht — gegen die durch „Instinktabbau“ apogetisch determinierten Kulturnormen Gehlen/Schelskys, so hat der, eben diesen Kulturnormen unterliegende, Markt schon längst die professionelle Verführung der Instinkte übernommen. Schlegels Auffassung, der zufolge die Instinkte — von den Vorfahren erbt und, unberührt von den Eltern-Kindbeziehungen, in der Kindheit ausgereift — das Sexualleben des Individuums beherrschen, das ihnen blind untergeordnet ist, obgleich es „überzeugt sein kann, auch hier nur seiner freien willentlichen Unterscheidung unterworfen zu sein“ —, eine derartige Theorie der Sexualität spiegelt nur deren massiv praktizierte Kalkulierbarkeit und Verdinglichung im Betrieb der Warengesellschaft. Bietet die Psychoanalyse die Chance, der Okkupation durch die Vergangenheit erkennend entgegenzutreten und deren Reproduktion in der Gegenwart zu durchschauen, so weiß S. die Sexualinstinkte durch ihre „soziale Unprägbarkeit“ vor den „naltlosen Spekulationen der Freudschule“ gesichert. Wenn auch „instinktgesteuerte Partnerwahl und Vollzug“ sozial unbeeinflussbar bleiben, so „ist doch der durch Triebaufschub zwischen beiden gewonnene Raum für erzieherische Einwirkungen zugänglich“. Insbesondere sollten hier die „nicht instinktgesteuerten, ethisch-altruistischen Vorstellungen“ der männlichen Jugend durch „straffe Führung“ in einer „sexuellen, verantwortungsbewußten Partnerschaft mit reifen Männern“ entwickelt werden. S. schwebt eine Wiederbelebung der „von der HJ zerschlagenen Jugendbewegung“ vor. Die Vorzüge solcher „Bünde“ läßt S. den Arzt und Philosophen K. H i l d e b r a n d t aussprechen: „Über den rationalen Irrtum, daß eine Erziehung durch Logik und rein vernünftiges Wissen möglich sei, sind wir doch hinaus und haben erkannt, daß edle Erziehung nur durch das leibliche Vorbild ... also Beeinflussung, Suggestion möglich ist ... Wer Helden sucht, wird sie bei persönlicher Gefolgschaft und Waffenbrüderschaft, bei Vasallentreue und Jüngertum suchen“ (Aus: „Norm, Entartung, Verfall“, Berlin 1934). S. hat recht, wenn er das erotische Moment der Pädagogik hervorhebt. Er sieht aber nicht die Konsequenz, daß die

autoritären Mächte einer Gesellschaft, die schon einmal den Faschismus hervorbringen und die dumpfe Ahnung der Menge von ihrer möglichen Befreiung dahin kanalisieren konnte, sie in eine „Volksgemeinschaft“ arischer Konstitutionstypen zu verwandeln, den Hinweis auf die „Bedürftigkeit der Jugend nach straffer Führung“ und „persönlicher Gefolgschaft“ dankbar aufnehmen und in Jugendbünden neuer Art, etwa in den Selbstschutztruppen der Notstandsgesetze, anwenden werden. Wer, wie S., den Menschen als unveränderbar von „Instinkten gesteuert“ beschreibt, spricht wie die Unterdrücker des Menschen. Indem er die Sexualität an invariable Instinkte bindet und typenpolar ausrichtet, führt er in die Biologie die Arbeitsteilung ein und liefert der antagonistischen Gesellschaftsform die zur Reproduktion geiß nicht verschmähte biologische Matrize.

Hubert Bacia (Berlin)

**Schlegel, Willhart S.: Sexuelle Partnerschaft in Ehe und Gesellschaft. Variationen und Perversionen.** Freyja-Verlag, Schmiden bei Stuttgart 1965 (265 S., Ln., 17,60 DM).

Der Verfasser ist Leiter des ‚Instituts für Konstitutionsbiologie und menschliche Verhaltensforschung‘ in Hamburg. Sein Ziel ist eine naturwissenschaftliche Klärung der Sexualität und sexueller Verhaltensweisen. An Körpermerkmalen wie der Handbreite und dem Querdurchmesser des Beckenausgangs werden Sexual- und Sozialcharaktere abgelesen, allzusehnell klären sich zuweilen sexuelle Verhaltensweisen auf als „instinktmechanische“, zumindest ist eine Stringenz zwischen den Prämissen des Verf. und seinen daraus gezogenen Folgerungen nicht durchsichtig. Aber diese fragwürdigen Theoreme werden nicht bemüht, um die Grenzen der Normalität abzustecken, sondern vielmehr, um die ganze Variationsbreite möglichen Sexualverhaltens einem allgemeinen Begriff menschlicher Sexualität einzuordnen. Zur Beurteilung seiner sozialen Forderungen kann man deshalb seinen theoretischen Ansatz außer acht lassen. Seine Darstellung sexueller Fähigkeiten und Bedürfnisse, des mehr aktiven oder passiven Verhaltens, kulminiert darin, daß die einzelnen Verhaltensweisen weniger geschlechtsspezifisch seien als abhängig von „Konstitution und Charakter“; eine unterschiedliche Beurteilung männlicher und weiblicher Sexualität deshalb nicht angehe.

Das Zentralproblem des Verf. ist die jugendliche Sexualität. Die Jugendlichen seien mit 14 Jahren geschlechtsreif, Sexualbetätigung biologisch notwendig. Aufklärung müsse deshalb über das Funktionieren der Genitalien hinaus sich auf sexuelle Praxis beziehen, die 14jährigen mit Verhütungsmitteln bekannt machen. Die Wahl hätten Jugendliche zwischen den zwei Tabus: vorehelichem Geschlechtsverkehr und Homosexualität. Onanie müsse immer ein Notventil bleiben, dann genauso wenig wie um Fortpflanzung gehe es bei der Sexualität primär um Lust, vielmehr „um die Durchbrechung der personalen Grenzen, ... um die Sprengung der Beengtheit des Ichs“. Nach einer Aufzählung all der Nachteile und Gefahren heterosexueller Praxis jugendlicher wird Homosexualität als Ideallösung dargestellt. Zu frühe Schwangerschaften seien jugendgefährdend. Frühehen hätten die höchsten Scheidungsziffern, Pillen als Dauerindikation seien untragbar, zumal Heiratsalter und körperliche Reife wegen des ständig komplizierter werdenden Anpassungs- und Sozialisierungsprozesses, wie auch aus ökonomischen Gründen, zeitlich immer mehr auseinander rückten. Darüber hinaus sei der junge Mann genau wie das

Mädchen passiv veranlagt. „Auf Grund seiner Führungsbedürftigkeit werden der Pubertierende und Heranwachsende somit früher reif für die homosexuelle Partnerschaft als für die heterosexuelle“ (43). Ein Altersunterschied der beiden Partner begünstige dabei den Reifungsprozeß des jüngeren. Keinesfalls sei Homosexualität einer späteren heterosexuellen Bindung abträglich, vielmehr könne dieser zum Vorteil gereichen, nicht von den wechselnden sexuellen Bedürfnissen und Zufällen abhängig zu sein. Ehe und Sexualität seien früher zweierlei gewesen. Die heutige Ehe leide darunter, zum alleinigen Ort für Sexualbetätigung geworden zu sein. Die Ehe als Grundlage der Fortpflanzung und der Familie soll aber vor ernstlichen Störungen gerettet werden, dazu müsse neben der Heterosexualität besonders die Homosexualität freigegeben werden, um die in ihr zur Vernunft Gekommenen Partner einer Ehe werden zu lassen, die gesicherte soziale Institution und darum über den Zwangscharakter der monogamen Ehe hinaus wäre. Außerehelicher Verkehr könnte der Ehe nicht mehr die Grundlage entziehen und wäre vielmehr dem Entscheidungsbereich des einzelnen überlassen.

Die programmatischen Forderungen des Verf. gelten zwar für beide Geschlechter, problematisch und von Wichtigkeit scheinen ihm aber nur die Männer zu sein. Ihnen empfiehlt er, sich ein anpassungsfähiges Mädchen zu suchen. Seiner Kritik und seinen Forderungen muß man zustimmen, weniger seinen konkreten Vorstellungen über eine gewandelte Gesellschaft, deren Realisierungschancen sowieso fraglich sind.

Sigrun Anselm (Berlin)

**Rock, John:** Geburtenkontrolle. Vorschläge eines katholischen Arztes. (The Time has come. A Catholic Doctor's Proposals to end the Battle over Birth Control). Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1964 (213 S., Papp., 9.80 DM).

R. ist einer der Entdecker der „Anti-Baby-Pille“. Von allen zuvor auf dem Gebiet der Geburtenkontrolle gebräuchlichen Praktiken erklärt er summarisch, daß ihre Primitivität „für die Wissenschaft in einem Zeitalter spektakulärer technischer Fortschritte eine Schande“ war. Die „Schande“ erklärt sich weithin aus der mangelnden finanziellen Forcierung der mit der Physiologie der menschlichen Fortpflanzung befaßten wissenschaftlichen Forschung — über die der Ratten weiß man genauer Bescheid. So weist die „Schande für die Wissenschaft“ zurück auf eine gesellschaftliche, auf den alarmierenden Tatbestand nämlich, daß ein Problem, „von dem das Wohl der gesamten Menschheit unmittelbar abhängt“, „von den Regierungen der Welt weitgehend vertuscht oder verharmlost wird“: die „Bevölkerungsexplosion“. „Ungefähr 800 000 Jahre hat die Menschheit gebraucht, um ihre jetzige Bevölkerungszahl von drei Milliarden zu erreichen. Die weiteren drei Milliarden aber werden in den nächsten vierzig Jahren hinzukommen...“ Schon heute sehen sich die meisten unterentwickelten Länder in einen hoffnungslosen Wettlauf zwischen Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum verstrickt. Die Lage erfordert gebieterisch drastische Maßnahmen zur schleunigen effektiven Drosselung der Geburtsquoten; und einige afroasiatische Länder haben das begriffen und zu diesem Zweck um Unterstützung gebeten. Aber „die weiterentwickelten Nationen, die über Mittel und Kenntnisse zur materiellen und technischen Hilfeleistung verfügen, nehmen von den Bitten um Unterstützung nicht einmal Notiz.“

Dr. Rock, der als Wissenschaftler maßgeblich dazu beigetragen hat, solche Mittel und Kenntnisse zur Verfügung zu stellen, kann sich als

Katholik um so weniger darüber täuschen, daß „das Handeln der Regierungen... vor allem durch die religiöse Kontroverse über zulässige Mittel zur Geburtenregelung gelähmt“ wird. „Solange die katholische Kirche die Methoden der Geburtenkontrolle, die als die wirksamsten bekannt sind, ablehnt, wird sich keine Institution... bereitfinden, das Bevölkerungsproblem in absehbarer Zeit in Angriff zu nehmen.“ Dr. Rock ist freilich der Ansicht, daß es sich bei den bis ins Absurde gehenden Akten katholischer Obstruktion — die er, auf die USA bezogen, ausführlich schildert — „lediglich um Rückzugsgefechte“ handelt, und daß sich überhaupt der ganze leidige Konflikt weniger um die heiligsten Güter der Religion als um Politik dreht, zuweilen gar nur um die „symbolische“ Entscheidung, „wer den größeren politischen und gesellschaftlichen Einfluß hat“. Er beruft sich auf Äußerungen zahlreicher theologischer Autoritäten bis hinauf zu Papst Pius' XII. höchstpersönlicher Billigung der „sogenannten ‚Indikationen‘ medizinischer, eugenischer, wirtschaftlicher und sozialer Art“, um darzutun, daß sich in den höheren Sphären der katholischen Hierarchie und zumal „in der Abgeschiedenheit wissenschaftlicher Artikel in theologischen und soziologischen Zeitschriften“ eine größere Aufgeschlossenheit für „verantwortliche Familienplanung“ und ein größerer Respekt vor der „Freiheit der anderen“ durchzusetzen beginnen. Es bleibt jedoch zu bezweifeln, ob die Kirche sich je dazu wird durchringen können, den Grundsatz aufzugeben, den ein im Buch zitierter Theologe mit wünschenswerter Offenheit so formuliert: „Sie möchte nicht, daß die Sexualität als unabhängiges Gutes, losgelöst von der Fortpflanzung und Aufzucht von Nachkommen, angesehen wird.“

Wenn nicht, dann wird auch kein wissenschaftlicher Fortschritt in der Methodik der Geburtenkontrolle den „Schlüssel zur theologischen Einigung“ liefern. Denn jeder Fortschritt in dieser Sache kann doch nur bedeuten, daß die zur Empfängnis führenden Naturprozesse vermittle adäquaterer Erkenntnis gründlicher und mit mehr Aussicht auf Erfolg der freien Planung der Individuen unterworfen werden. Genau darin besteht das revolutionäre Versprechen der „Pille“, das selbst in Dr. Rocks vorsichtig diplomatischem Plädoyer zu ihrer Verteidigung nicht verleugnet wird: sie gibt „dem menschlichen Verstand ein Mittel an die Hand, die Ovulation auf harmlose Weise zu steuern, Mittel, die bisher nur von den Eierstöcken und während der Schwangerschaft von der Plazenta produziert werden konnten“. Hier eröffnet sich für das weibliche Geschlecht eine wahrhaft utopische Perspektive. Zum ersten Mal erhält die Frau die Chance, wenigstens partiell Herr ihres biologischen Schicksals zu werden und „die Unterjochung ihres Körpers durch die Fortpflanzungsfunktion“, der Simone de Beauvoir eine so ausschlaggebende Rolle bei der Bildung ihrer Charakterstruktur zuschreibt, wenigstens in einem Punkt zu durchbrechen. Und zum ersten Mal auch greift ihre Unabhängigkeit von Willen und Vermögen des Mannes über bis in die intimsten Bezirke, ein Novum, dessen emanzipatorische Sprengkraft noch gar nicht abzuschätzen ist.

Vielleicht ist es die Angst vor diesen Unbekannten, die die offene wie die Flüsterpropaganda gegen das „erste physiologische Schwangerschaftsverhütungsmittel“ motiviert. Uralte Tabus, Gewohnheiten und Vorurteile verlieren nicht von heute auf morgen ihre Macht. Dr. Rock vertraut jedoch darauf, daß der Druck der Verhältnisse letzten Endes der Vernunft zum Siege verhelfen wird. Er ist überzeugt, „daß eine rational denkende Gesellschaft, wenn sie vor dringende Probleme gestellt wird, für die keine Lösungen bereit sind, gewöhnlich systematische Versuche unternimmt, eine Antwort zu finden. Nur irrational handelnde Gesellschaften fahren ohnmächtig in den alten Gleisen weiter, beklagen ihr Unvermögen und weigern sich, auch nur den winzigsten Schritt zur Erhellung der Probleme zu tun.“

Franz J. Humpert (Köln)

**Auclair, Marcelle:** Das tödliche Schweigen. Eine Umfrage über die Abtreibung. Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1964 (218 S., Papb., 9.80 DM).

Dieses Buch ist aus verschiedenen Gründen deprimierend. Es vermittelt ein trostloses Bild über Methoden und Folgen der Abtreibung. Hausmittel, die zweifelhaften Praktiken von „Spezialisten“, Angst vor ärztlicher Hilfe scheinen nach wie vor die weitaus häufigsten Fälle von Abtreibung ebenso zu bestimmen wie Depressionen, Reue und große psychische Belastungen. Tod, Sterilität, komplizierte Geburten, langanhaltende Krankheiten sind die auffälligsten und schwerwiegendsten Folgen; zerrüttete Ehen, Frigidität, Schuldgefühle, Angst vor dem Sexualverkehr kommen dazu.

Deprimierend ist dieses Buch auch durch die Evidenz einer doppelten Moral, die aus den Berichten spricht. Kaum einer der geschilderten Fälle läßt auf eine — auch nur ansatzweise — geistige und psychische Bewältigung des Problems schließen. So lassen zwar die Frauen aus verschiedensten Gründen abtreiben (aus sozialen, gesundheitlichen, weil die Eltern oder die Männer es wollen), aber sie tun es fast alle mit dem die Abtreibung begleitenden Omen der Sünde und des Verbrechens, das durch die Umstände verstärkt wird, unter denen normalerweise der Abort eingeleitet wird (Heimlichkeit, düstere Zimmer, Mangel an Hygiene etc.). Auffallend oft wird der moralische Vorwurf auf die Männer projiziert, die sich nicht „in acht nehmen“, die rücksichtslos auf Lustbefriedigung aus sind, die die Frauen im Stich lassen, wenn „es passiert ist“. So wird ganz nebenbei noch ein sehr eindrucksvolles Bild vermittelt von den „normalen“ Ehen und Familien, von der ambivalenten Einstellung zum Sexualleben überhaupt, von der Problematik des Sexualaktes als Funktion der Fortpflanzung und als Lustbefriedigung.

Leider verweist die Autorin nur sehr zurückhaltend auf die empörende Diskrepanz zwischen „öffentlicher“ und „privater“ Moral, die aus diesen Berichten spricht. So bleibt das Buch ein Sammelsurium jammervoller Aussagen, ohne Alternativen zu formulieren, deren Realisierung den Frauen helfen könnte, das Problem auf menschenwürdigerer Art zu lösen.

Ursula Schmiederer (Marburg)

**Brandt, Wilhelm:** Jugend und Liebe. Zum Sexualproblem im Jugendalter. Schriftenreihe „Die zeitgerechte Aufklärung“. Franz Decker Verlag, Schmiden bei Stuttgart 1963 (100 S., brosch., 5.90 DM).

Die Herausgeberin dieser Reihe von Aufklärungsschriften, die Gesellschaft PRO FAMILIA, wirbt für sich damit, daß sie „sich vornehmlich für die gesunde Familie mit Verantwortungsbewußtem Willen zum Kinde einsetzt“. Das Büchlein des Mediziners Brandt ist an Eltern, Lehrer und Ärzte gerichtet, damit sie in verständnisvoller Sexualerziehung möglichst vielen Jugendlichen helfen, unbeschadet das Ziel der Ehe zu erreichen. Als der einzige Weg dorthin wird voreheliche Enthaltsamkeit angepriesen. Von diesem Weg drohen den Jugendlichen aber abzubringen: die Tatsache der Akzeleration („Dem entgegen kann von einer Vorverlegung der seelischen Reife keine Rede sein“), der Geschlechtstrieb, schlechte soziale Verhältnisse, fehlende Geborgenheit im Elternhaus, Verleitung, Verführung, Vergnügungen, Alkohol, Neugier u. a. m. Gegenüber einer „grauenvollen sexuellen Reizüberflutung“ soll unter dem „Bemühen, jedes prickelnde Reizgefühl fernzuhalten“ (70) die sexuelle Aufklärung beschränkt werden auf allgemeinste biologische Belehrungen über die sich aufdrängenden Vorgänge. Daraufhin hat sexuelle Erziehung „die vielen

alten Tabus, die über dem gesamten Geschlechtlichen liegen, zu beseitigen“ (71). So soll für die Einstellung des Erziehers zur Onanie des Jugendlichen gelten: „Keine Strafe, keine Drohungen, statt dessen weitgehende Nicht-Beachtung, Herauslockung aus der Isolierung, Einreihen in die Gemeinschaft“ (44). Da die gewöhnliche Form der Onanie (sc. nicht allzu häufig) „sowieso kein Problem darstellt“, ist es nicht nötig sie „durch Aufnahme des Geschlechtsverkehrs endgültig zu beseitigen“ (75). Entschieden wendet sich B. gegen „frühen“ Sexualverkehr, unter anderem mit der Begründung, „daß Frühsexualität und Kriminalität erfahrungsgemäß oft Hand in Hand gehen ... Der Frühsexuelle hat meist weder Sinn für Liebe noch für Verantwortung“ (76). Über die elterlichen Vorbilder und eine Vorstellung vom Wesen der Geschlechter sollen nach B. das Mädchen zur echten Frau und der Junge zum rechten Mann erzogen werden. Am Ende dieser Erziehung steht die Gewißheit: „Ein rechter Junge und ein Mädchen voller Selbstachtung werden den frühzeitigen sowie leichtfertigen und unbedachten Sexualverkehr meiden“ (97).

Das oberste Interesse, die Ehe als Reservat jeglichen Sexualverkehrs zu behaupten, führt B. zu kaum einsichtigen Versicherungen. „Wir“ wüßten im Gegensatz zu den Jugendlichen, daß es „nichts anderes ist als verschleierte Sexualität“, was uns im Kino und in Schlagern als Liebe angeboten wird. „Liebe ist im wesentlichen Geben und Schenken, Sexualität dagegen Nehmen und Genießen“ (8). Die „höheren“ Regungen der Menschen werden ausgespielt gegen deren triebhafte Vorformen. Denn eine „durch Tatsachen erhärtete große Wahrscheinlichkeit“ billigt B. Hildegard Hetzer zu, wenn sie feststellt: „Je mehr der Jugendliche sexuell interessiert ist, um so geringer ist seine Anteilnahme an kulturellen Fragen, um so ärmer sein geistiges Leben“ (76). Es ließe B.s erhärteten Denkweisen zuwider, wollte man nach den Bedingungen und tragenden Interessen fragen, die die meisten nicht zur Sublimierung ihrer Triebenergien kommen lassen.

Rolf Czeskleba (Berlin)